

Metallarbeiter-Zeitung

Wochenblatt des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes

Bezugspreis: Monatlich 1 Mark, Einzelnummer 25 Pfennig
Bankkonto: Post für Arbeiter, Angestellten und Beamten, A. O.
Berlin S. 14 - Postfachkonto Stuttgart Nr. 6804

Verantwortlicher Schriftleiter: Fritz Kummer
Schriftleitung und Verlagsstelle: Stuttgart, Adelsstraße 10
Fernsprecher S. 21 628 41

Erscheint wöchentlich am Samstag
Eingetragen in die Reichspostzeitungsverliste
Schriftsätze ohne Freiumschlag werden nicht zurückgeschickt

„Notmassnahmen“ bei Mansfeld

Zu unserem Artikel „Müssen Sie stilllegen?“ (in Nr. 20 der Metallarbeiter-Zeitung) über Mansfeld Bergbau AG ist in letzter eine Ergänzung nötig, als die Preisangaben für Kupfererzkonzentrat vor nur bis März d. J. reichen. Mitte April trat ein bedeutend größerer Preisrückgang ein, bis etwa 133 M, und am 10. Mai war der Kupferpreis weiter auf rund 119 M gesunken. Gegenüber den 170 M vom März macht das also 51 M oder fast genau 30 vH aus, und das in einem plötzlichen, schnellen Sturz.

Die Direktion hat inzwischen weiter die Öffentlichkeit beunruhigt und dabei folgendes vorgebracht:

Nicht den Arbeitern allein wird eine Lohnkürzung zugemutet, auch sämtliche Angestellte, auch die Vorstandsmitglieder, ja sogar die Aktionäre sollen „berücksichtigte Opfer“ bringen. Die Aktionäre sollen für 1929 überhaupt keine Dividende kriegen, obwohl der Geschäftsabschluss eine Dividende gestattet. Überdies soll der Lohnabzug um 15 vH (gestaffelt, je nach der Lohnhöhe, von 12 bis 18 vH) sehr mäßig. Eigentlich müßte man die Selbstkosten auf den Stand herunterdrücken, den sie früher beim Kupferpreis von 14,30 Cents hatten. (14,30 Cents für ein englisches Pfund entspricht ungefähr 132,60 M für 100 Kilogramm, was, wie gesagt, inzwischen bereits wieder überholt ist.) Das war Ende 1927. Seitdem habe sich der Durchschnittsverdienst der Belegschaft um 25 vH erhöht. — Das heißt also: „eigentlich“ müßte die Arbeiter 25 vH von ihrem Lohn nachlassen; die zahllose Direktion ist aber schon mit 15 vH zufrieden. — Weiter: dem 21-jährigen Vollarbeiter soll ein Mindestbruttolohn von 5 M verbürgt werden, auch soll kein Lohnabzug höher als 30 M (den Tag?) sein. Endlich „will die Verwaltung die Lohnherabsetzung sobald wie möglich wieder ausgleichen“, nämlich „bei Wiedererreichung der Rentabilität des Kupferschieferbergbaus“.

Die Entgegnung auf diese wortreichen Versicherungen tun wir uns leicht machen, denn der Kernpunkt bleibt doch immer: muß wegen der Verbilligung des Kupfers stillgelegt werden, wenn nicht die Löhne gekürzt werden? Mit anderen Worten also: besteht überhaupt die Gefahr der Stilllegung und wird sie durch Lohnkürzung abgewendet?

Ob wirklich Stilllegung droht oder ob sie nicht vielmehr nur als Schreckmittel benutzt wird, um die Belegschaft einzuschüchtern und die Lohnherabsetzung zu erpressen, das kann selbstverständlich ein Außenstehender nicht wissen. Aber wenn die Gefahr besteht, dann ganz sicher nicht wegen der Preisschwankungen. Man betrachte folgende Entwicklung der Kupferpreise vor dem Weltkrieg (Jahresdurchschnitt, Mark für 100 Kilogramm):

1905 149	1907 188	1909 125	1911 120	1913 148
1906 156	1908 125	1910 122	1912 156	1914 138

Größer sind die Schwankungen jetzt auch nicht; der Sturz am Beispiel von 1907 auf 1908 macht ebenfalls 63 M oder ein anderes Drittel aus, aber von Stilllegung hat deswegen kein Mensch geredet. Es sind eben jetzt andere Zeiten; schon möglich, daß man aus anderen Gründen stilllegen will: um zu rationalisieren oder auch einfach um die Löhne zu drücken und dadurch die Profite zu erhöhen. Und da benutzt man eben den fallenden Kupferpreis als Drohmittel. Damit ist auch die zweite Frage schon beantwortet. Es bleibt bei dem, was wir in Nr. 20 sagten: wenn die Stilllegung wirklich beabsichtigt ist, kommt sie doch, auch bei Lohnkürzung. Die 800 schon entlassenen Bergleute beweisen es.

Damit wäre der Hauptpunkt erledigt. Indessen, da die Mansfelder Direktion ihr Herz so weit geöffnet hat, soll sie sich nicht über Unhöflichkeit beklagen; wir wollen ihr ebenso ausführlich antworten.

Da wäre zunächst die angebliche Gemeinamkeit des Opfers: nicht nur die Arbeiter, auch die Angestellten, die Vorstandsmitglieder, sogar die Aktionäre sollen leiden. — Es wäre wirklich besser, wenn bei einer so ersten Sache, wo es sich um den Hunger von 15 000 Proletariern handelt, solche Wichtigtuer unterbleiben möchten. Aber die Zeiten sind wir doch wohl hinaus, wo auch nur der rückständigste Proletariat auf solchen

Sped noch anbiße. Die Angestellten sind — wenigstens in ihrer großen Mehrzahl — Proleten ganz wie die Arbeiter. Wenn einem Angestellten von sagen wir 200 M Monatsgehalt 15 vH = 30 M gekürzt werden, so ist das genau ebensoviel Verbrechen, als wenn es einem Metallarbeiter oder einem Bergmann geschieht. Die Vorstandsmitglieder aber — noch einmal: man verschone uns mit solchen Witten. Sehen wir den Fall, ein Direktor von Mansfeld bekäme „nur“ 50 000 M im Jahr — im allgemeinen sind bekanntlich die Einkünfte der hohen Herren nicht so „niedrig“ — und er opfere davon volle 20 vH, dann behält er immer noch 40 000 M übrig. Kein Wort weiter darüber. Und nun gar das Theater mit den Aktionären! Ganz abgesehen davon, daß ihnen moralisch kein Pfennig zusteht, mindestens so lange nicht, wie nicht jeder Arbeiter seinen a u s t ö m m l i c h e n Lohn hat — was sie dieses Jahr nicht kriegen, bleibt ihnen stehen für nächstes Jahr. Ein gewaltiges „Opfer“! Auch wollen wir mal die Generalversammlung abwarten, ob sie sich das überhaupt gefallen lassen, nachdem die Direktion selbst erklärt hat, daß das Geschäftsergebnis für 1929 eine Dividende rechtfertigt. In der Regel sind Aktionäre nicht so leicht abzuspeisen wie Arbeiter. Und demgegenüber will man großzügig dem erwachsenen Vollarbeiter einen Lohn von sage und schreibe fünf Mark „verbürgen“! Aber auch nur brutto. Da werden nach den Abzügen vielleicht 27 M die Woche herauskommen.

F. K. Vor einem halben Jahr, bei der berühmten „Reform“ der Arbeitslosenversicherung wurde als Durchschnittszahl der Erwerbslosen 1,1 Million angenommen. Damit glaubte man so ziemlich allen Fahrnissen des Arbeitsmarktes Rechnung getragen zu haben. Ein Vierteljahr später konnte man nicht umhin, zu gestehen, daß die angenommene Zahl zu niedrig ist und daß als Durchschnitt mindestens 1,2 Millionen anzusetzen müsse. Heute, wieder ein Vierteljahr später, muß man feststellen, daß auch dieser Durchschnitt zu niedrig ist und daß er mit 1,5 Millionen anzusetzen muß. Allein, selbst diese Zahl wird sich bald als irrig, als zu niedrig erweisen. Denn in einem fort werden Stilllegungen und Entlassungen in Betrieben gemeldet. Tag für Tag werden in der Eisenindustrie, im Maschinenbau, in der Chemie, im Textilgewerbe, bei der Eisenbahn, im Baugewerbe und Gott weiß wo sonst noch Hunderte, wenn nicht Tausende von Leuten entlassen. Damit das Maß des Übels voll werde, nimmt auch die Kurzarbeit erschreckend zu. Und obendrein wird es für immer mehr Entlassene und Kurzarbeiter fraglicher, wann sie je wieder in geordnete oder in volle Beschäftigung kommen. Sie wird für Tausende und aber Tausende nie wiederkehren. Furchtbare Aussicht!

Daß die entsetzliche Plage der Arbeitslosigkeit bald wieder verschwindet, nimmt heute wohl kaum noch einer an. Das Gegenteil ist wahrscheinlich bis zur Gewissheit. Denn eine der großen Ursachen der Plage treibt weiter. Die Rationalisierung wirkt sich ja eigentlich erst praktisch aus. Überdies wird sie kräftig weitergetrieben durch den Wettbewerb der verschiedenen Länder. Bei allen sind die Warenberge über das Aufnahmevermögen des Innenmarktes hinausgewachsen. Was er nicht aufnimmt, wird auf den Außenmarkt abgesetzt versucht. Dort erfolgt ein toller Wettlauf der Verkäufer. Der eine unterbietet den andern. Um die gegenseitige Unterbietung lustig weiterzutreiben zu können, muß dabei immer billiger erzeugt, mehr rationalisiert werden; werden die Löhne noch ärger gedrückt und die Ausbeutung der Arbeitsmenschen verschlimmert. Das geschieht in jedem Lande gleichermaßen.

Gewiß, so übergeschnappt wie in Deutschland ist das Unternehmertum noch nirgends, wo es durch seine Vergewaltigung fordern läßt: Durchführung eines allgemeinen Lohnabbaus, Arbeitszeitverlängerung ohne Lohnerhöhung, Zwingen der Erwerbslosen zu öffentlichen Arbeiten, Abschiebung der Beschäftigungslosen ins Ausland, in Kolonien und Befestigung der Unterstützung für die Saisonarbeiter. Zu solchen Unmütigkeiten verweigert sich, wie gesagt, keine außerdeutsche Unternehmerschaft. Immerhin erklärt auch sie in Amerika wie in Belgien, in England wie in Österreich den Arbeitern: der Lohn kann nicht erhöht werden, sondern ihr müßt für weniger mehr schaffen, damit ihr noch billiger erzeugt als die anderen Arbeiter jenseits der Grenze, erst wenn ihr das wirklich tut, dann könnt ihr hoffen — Würden die Arbeiter diesem Wahnsinn folgen, dann wären sie am Ende genau so weit, nein noch schlimmer daran als vorher. Die Wirtschaft oder der Absatz desgleichen.

Vessungsgachtet wird der Wahnsinn weiter gepredigt und verhäßt. Ein Keil treibt den andern: die Arbeitslosigkeit steigt allerwärts fast gleichmäßig stark. Und während ein wachsender Teil der Bevölkerung überhaupt nichts zu tun hat, muß der kleiner werdende Teil immer enger schanzeln. Die zahlenmäßige Zunahme der Arbeitslosigkeit findet ihre Gleichnisse in der Verschlimmerung des Glucks der Erwerbslosen. In Deutschland müssen die ganz Arbeitslosen ihr Dasein mit vielleicht 15 M die Woche fristen, und bei vielen von den halb Arbeitslosen, bei den Kurzarbeitern steht es kaum besser. Die Not der Erwerbslosen schreit zum Himmel. Wie

Indes der notdürftigste Lebensunterhalt einer Familie nicht unter 45 bis 50 M zu beschaffen ist.

Selbst wenn alles so wäre, wie es die Direktion von Mansfeld darstellt, dann ist der ganze Vorgang in Wahrheit nur ein Versuch, das Risiko bei schlechtem Geschäft auf die Arbeiter abzuwälzen. Eben jenes Risiko, das im Munde der Kapitalisten die einzige Rechtfertigung des Profits bildet.

Und damit erledigt sich auch die freundliche Zusicherung, man werde später die Lohnkürzung „wieder ausgleichen“. Wann denn? Wenn — nicht etwa die Mansfeld AG, sondern „der Kupferschieferbergbau“ wieder rentabel ist. Wann das aber ist, das entscheidet natürlich die Direktion. Wir können genau voraussetzen: nicht früher werden die einmal herabgesetzten Löhne wieder erhöht werden, als bis die Arbeiter sie sich unter schweren Opfern und Leiden erkämpfen.

Grundsätzlich lehnen wir es ab, die Arbeiter auf solche Art zu Teilhabern am kapitalistischen Risiko zu machen. Das dürfte nur dann geschehen, wenn sie auch kapitalistische Einkünfte hätten, das heißt, wenn jeder Arbeiter so viel bekäme wie ein Direktor. Solange das nicht ist, gilt als Richtschnur des Lohns so viel, wie der Arbeiter zum a u s t ö m m l i c h e n Leben braucht. Das hat er in Mansfeld noch lange nicht, wie die gültig „verbürgten“ 5 M den Tag beweisen. Deshalb ist es auch ganz wurscht, ob die Löhne seit 1927 um 25 vH gestiegen sind. Denn mit den 25 vH hat der mansfelder Arbeiter noch lange nicht so viel, um nur gegen den nackten Hunger geschützt zu sein. Die Zumutung einer Lohnkürzung muß also entschieden zurückgewiesen werden.

Siebenstundentag!

Von den Entschließungen zur erfüllenden Tat

lange werden sich noch die unsäglich leidenden Opfer der kapitalistischen Wirtschaft still verhalten? Lange läßt sich eine solche Qual nicht ertragen. Denn mit einer so langwierigen und die Seelen auskommen müssen, heißt auf Brotkrumen angewiesen sein. Geht körperlich, seelisch und geistig mit seiner Familie verkommen. Geht allgemach aber sicher mit Gott und den Menschen in blutigem Streit geraten. Geht bleiberner Bewußtsein verfallen.

Aber diese Gesellschaft und ihre Regierungen vermögen auch gar nicht, die ärgste Plage der Gegenwart, die Arbeitslosigkeit zu mildern, vom Beseitigen ganz zu schweigen. Unzählige Sitzungen und viel Grütze ist in den letzten Monaten im Parlament darauf verhandelt worden, wie man den Arbeitslosen die Brotkrumen noch mehr verkürzt. Hat man also an den Symptomen der Plage herumgemurrt, aber an die Hauptsache, an die Unterbindung des Übels selbst ist man nicht herangekommen. Man kann das verstehen. Die Arbeitslosigkeit unterbinden heißt nichts anderes, als die kapitalistische Wirtschaft unterbinden. Eine solche Tat aber kann man von den heutigen Regierungen und Parlamenten nicht wohl erwarten, Intentionen sie ja, von kargen Ausnahmen abgesehen, zu den Aufhängen der kapitalistischen Wirtschaft zählen.

So schwillt denn das Millionenheer der Arbeitslosen weiter an. Sie sind indessen je länger desto weniger geneigt, dem kapitalistischen Profit oder der Gessellerei der Gessellmacher zuliebe, stumm zu verenden. Im Gegenteil, sie pochen immer lauter an die Tore der Parlamente. In Deutschland haben sie die Koalitionsregierung gestürzt. In England können sie der Arbeiterregierung jeden Tag das gleiche Schicksal bereiten. Der Austritt des Staatssekretärs Mosley aus der Regierung ist dafür bezeichnend. In Nordamerika haben sie den mit beispiellos hoher Stimmenmehrheit gewählten Präsidenten, den „Erhalter der Prosperität“ um sein Ansehen gebracht und die Wankelgänger haben schon der „Hoover-Prosperität“ beinahe die Regierung übergeben. Die jetzige deutsche Regierung hat gleichfalls den Druck der Arbeitslosen zu fürchten. Jede Regierung wird sich dem grimmigen Problem der Arbeitslosigkeit gegenüber sehen. Jede wird ihre Prüfung an dem Problem der Arbeitslosigkeit ablegen haben. Und das wird solange gehen, bis der Urquell der weltweiten namenlosen Plage, das ist die kapitalistische Gesellschaft, beseitigt ist. An der Arbeitslosigkeit wird die kapitalistische Gesellschaft zugrunde gehen.

In der Zeit bis dahin hat aber die Klasse, die unter der Seuche am meisten zu leiden hat, alle Kräfte für die Opfer der

Anderung des Wahltermins zum Verbandstag

Für die Wahlabteilungen der Bezirke Bielefeld, Essen, Hagen, Köln und Dresden wird auf Antrag der auf Sonntag den 22. Juni angelegte Termin zur Wahl der Abgeordneten zum Verbandstag auf

Sonntag den 29. Juni bzw. Montag den 30. Juni

wegen wichtiger allgemeiner Arbeiterveranstaltungen in den ersten vier Bezirken und wegen den Landtagswahlen in Sachsen verfallen. Damit ändern sich auch die übrigen in der Wahlordnung festgesetzten Termine um je eine Woche.

Für alle übrigen Wahlabteilungen bleibt es bei dem frühesten Wahltermin vom 22. Juni, soweit nicht örtlich Montag der 23. Juni als Wahltag festgesetzt wurde. Eine rege Wahlbeteiligung aller Mitglieder wird erwartet.

Der Vorstand

Aus dem Inhalt

„Notmassnahmen“ bei Mansfeld — Änderung des Wahltermins zum Verbandstag — Siebenstundentag!	169
Das Gutachten der Reichsanstalt — „Der Sieg der Spitzbuben-taktik“ — Wieviele Menschen leben vom Bauen?	170
Natur und Technik — Die Bohrmaschine als Automat — Löten nichtrostenden Stahls	171
Ein Lohnkampf — Sommersprossen und Deberflecke	172
Perlen bringen Tränen — Bummel durch das Segeroth — Heirat-lust und soziale Lage	173
Die Fabrikarbeit der verheirateten Frau — Leidensweg des Arbeit-slosen — Held der Jugend! — Adoll Cohen 60 Jahre	174
Die Ausdehnungsversuche des Internationalen Gewerkschaftsbundes — Um den Achtstundentag in England — Maifestern im Heiligen Lande — Aus Sowjetrußland	175
Die Löhne in der Metallindustrie 1929 — Schlichtung und Arbeits-zeitverkürzung	176

Technik und Werkstatt

Natur und Technik

Von F. E. Blumenthal

Als der mythische Ikarus seine Flügel konstruierte, um ihrer Hilfe aus dem Labyrinth zu entfliehen, da ahmte er einem technischen Erzeugnis die Natur nach — und es kam ihm schlecht. Man braucht nun weder an jenen sagenhaften Flugtechniker noch an seine Erfindung zu glauben; denfalls lehrt die Erfahrung, daß es für den Techniker wenig ratsam ist, sich zur Erreichung seiner Zwecke eng an das Vorbild der Natur zu halten. Das hat seine wichtigsten Gründe in der Verschiedenheit der Mittel, mit denen beide Kräfte arbeiten, aber auch in der Verschiedenheit der angestrebten Ziele. Die Natur baut ihre Apparate aus organischen, lebenden Teilen auf, und um die einzelnen Teile am Leben und arbeitsfähig zu erhalten, ist es nötig, daß ihre Verbindung untereinander eine ganz besonders enge ist. Müssen doch die treibenden, lebenspendenden Kräfte ungehindert und unaufhörlich von einem Teile zum andern fließen, den ganzen Apparat durchströmen, ja durchdringen können. Anders ist es in der Technik. Sie erbaut ihre Erzeugnisse aus anorganischem Material, und wenn zur Übertragung von Bewegungen auch eine enge Berührung einzelner Teile erforderlich ist, so besteht doch keine eigentliche Verbindung, welche Voraussetzung für die Existenz, das Fortbestehen des Teils wäre. Jedes Rad, jede Welle, jeder Hebel einer Maschine besteht für sich, kann aus dem Gesamtgefüge entfernt werden, ohne selbst verletzt zu werden oder die anderen Teile zu verletzen und kann, in eine andere Konstruktion eingefügt, dort ohne weiteres ähnliche oder ähnliche Dienste leisten. Das Rad dreht sich an seiner Achse oder mit der Achse in einem Lager. Wohl ist hier eine enge Berührung vorhanden, aber die vollständige und immerwährende Drehung in gleicher Richtung ist nur möglich durch das Fehlen jeder eigentlichen Verbindung zwischen Rad und Achse oder zwischen Achse und Lager. Die Natur kennt eine gleiche Einrichtung nicht und deshalb gibt es auch in keinem natürlichen Mechanismus eine wirklich kreisförmige Drehung in derselben Ebene.

Gerade die großen, brauchbaren Erfindungen stellen eine Nachahmung der Natur dar, und wo das so in der Kindheit der Erfindung der Fall war, hat die Technik diesen Weg in den meisten Fällen bald wieder verlassen, da sich die angestrebten weiteren Ziele in der Kopierung natürlicher Mechanismen eben nicht erreichen lassen. Das Ruder zur Fortbewegung eines Bootes war eine Nachahmung der Natur, denn das Ruder arbeitet genau wie die Flosse eines Fisches. Als man aber den Dampf in den Schiffbau einfuhrte, zeigte es sich ratsam, den Weg der Natur zu verlassen und die hin und her gehende Bewegung in eine kreisförmige umzuwandeln; man benutzte das alte, längst bekannte Mühlrad in umgekehrter Anordnung. Später beherrschte man sich im Schiffsantrieb allerdings wieder mehr der Natur, denn die Flügelschraube funktioniert ganz ähnlich wie die Schwanzflosse des Fisches. Jene ist aber dieser stark überlegen, da sie eine vollständige Rotation ausführt und so in jedem Moment ihrer Bewegung mit Nutzen arbeitet. Strenges Festhalten am Vorbilde der Natur wäre also auch in diesem Falle nur eine Verhinderung der vollen Ausnutzung der in der Technik gegebenen Möglichkeiten.

Das Flugproblem hat zu allen Zeiten Denker und Bastler beschäftigt. Aber von dem erwähnten, im Dämmerlicht der Sage sich verlorener Ikarus bis zu unserm Zeitgenossen Lilienthal haben alle, soweit sie ihre Apparate nicht durch Gasballons leichter als die Luft machten, den Vogelflug zum Vorbild genommen, oder sie gingen (wie der große Leonardo da Vinci) vom Flugapparat der Fledermaus aus. Lilienthal ebnete mit seinen Gleitflugversuchen, bei denen er immer noch einen Apparat mit fledermausartigen Flügeln benutzte, den Weg zum Drachenflieger, der das Vorbild der Natur fast ganz verlassen hat und erst dadurch fähig wurde, den heutigen Grad der Vollkommenheit zu erlangen.

Die photographische Kamera wird oft mit dem Auge verglichen. Beide weisen auch eine ganz ähnliche Bauart auf, und doch ist die Camera obscura keineswegs eine Nachahmung des Auges, denn sie wurde erfunden (angeblich durch Leonardo da Vinci) lange bevor man nähere Kenntnis vom Bau des Auges und seiner Funktionsart hatte. Von größter Wichtigkeit ist bei beiden Apparaten die Akkommodation der Linse an die Entfernung des aufzunehmenden Objekts. Der technische Apparat erzielt diese Anpassung durch weiteres oder geringeres Heraus-schrauben des Objektives, dessen Entfernung von der aufnehmenden Platte, also je nach dem Abstände des aufzunehmenden Gegenstandes sich ändert. Anders ist es bei dem natürlichen Apparat, dem Auge. Hier ist die Linse selbst elastisch und verändert mit Hilfe des Akkomodationsmuskels ihre Wölbung und damit den Brechungswinkel je nach der Entfernung des betrachteten Objekts. In diesem Falle ist die Technik also weit hinter der Natur zurück und hat auch wenig Aussicht, sie zu erreichen. Dennoch sieht das technische Auge, die photographische Kamera manches, was auch dem schärfsten Gesicht entgeht.

Warum vermag nun das natürliche Auge nicht zu sehen, was das technische Auge sieht? Weil eine photographische Platte dem Licht lange genug ausgesetzt werden kann und weil die chemische Wirkung der Zeitdauer proportional ist. Beim Auge wechselt aber die Platte beständig, und was in einem kurzen Moment nicht aufgefaßt wird, kann auch innerhalb einer Stunde nicht wahrgenommen werden.

Eine ziemlich getreue Nachbildung der Natur ist das Telephon, das man mit Recht mit dem Ohr vergleicht. Bei beiden gibt es Ohrmuschel, Trommelfelle, Gehörknöchelchen, Nerven, kurz fast alle Teile des natürlichen Apparats wiederholen sich in veränderter Form im technischen Apparat, dem Fernsprecher. Als Philipp Reis 1860 sein erstes Telephonmodell konstruierte, brachte er zur Aufnahme des Schalls eine aus Holz geschnitzte Ohrmuschel an. Er ging von der Erwägung aus, daß die Natur die für die Erreichung ihres Zwecks passendste Form gewählt habe. Als das Telephon dann später in praktisch brauchbarer Form herauskam (durch Graham Bell 1876), war die Ohrmuschel durch einen einfachen Trichter ersetzt. Die Natur verfolgt mit der Form der Ohrmuschel eben nicht nur den Zweck möglichst guter Auffangung der Schallwellen, sondern sie will auch das weiche organische Material versteifen. Dieser letztere Zweck fällt für die mit starrem Material arbeitende Technik fort, und deshalb kann sie mit einfacheren Formen arbeiten. Im übrigen lehnt sich die Konstruktion des Telefons aber eng an den Bau des Ohrs an. In dem schallaufnehmenden Teil, dem Mikrophon setzen die Schallwellen eine Membran (= Trommelfell) in Schwingungen; diese Schwingungen teilen sich Kohlenkörnchen (= Gehörknöchelchen) mit, die je nach ihrer Zusammenpressung einen veränderlichen Übergangswiderstand darstellen, dessen Schwankungen ebensovielfache und ebenso verschiedene Stromstöße auslösen, die durch Drähte (= Nerven) weitergeleitet werden.

Der Radfahrer, der stolz auf seinem Fahrrad dahinsaust, philosophiert wohl darüber, warum ihm die Natur nicht ein so ausgezeichnetes Fortbewegungsmittel von Geburts wegen mitgegeben habe. Wenn er die Pedale tritt, arbeitet er mit den Beinen, und das tut er beim Gehen auch. Deshalb erscheint ihm das Radeln als ein verbessertes Gehen, und er will nicht begreifen, warum die Technik die Natur erst belehren müsse, wie eigentlich Gehwerkzeuge einzurichten wären. Hier tritt der Unterschied zwischen organischem und unorganischem Apparat recht deutlich zutage. Die schnelle Fortbewegung des Fahrrades ist eben nur möglich durch Umsetzung der Auf-und-ab-Bewegung der Beine in die rotierende Bewegung des Rades, und daß diese im organischen Organismus unmöglich ist, wurde schon weiter oben dargetan. So ist überhaupt die ganze Konstruktion des Fahrrades kein Muster für einen tierischen Mechanismus. Die Natur verfolgt auch hier andere Ziele und bedient sich deshalb anderer Mittel. Auf unseren Beinen können wir uns nicht nur verhältnismäßig schnell, sondern auch ganz langsam fortbewegen, und das ist beim Fahrrad schon ein schweres Kunststück. Auf den Beinen können wir aber auch stehen und wir können klettern, und das können wir auf dem Fahrrad nicht.

Alles in allem: Natur und Technik sind in ihren Zielen und noch mehr in ihren Mitteln so verschieden, daß jedes zur Erreichung seiner Zwecke eigene Wege gehen muß. Wohl mag die Technik in einzelnen Fällen von der Natur lernen, ein einfaches Kopieren der letzteren wird nie zum Ziele führen. Menschliche Kunst mag oft hinter dem zurückbleiben, was die allkräftige Natur hervorzubringen vermag; aber dann begrüßen wir wieder tausend Fälle, wo die Technik Apparate herstellt, welche die Natur nicht bauen zu können scheint. Schließlich schafft die Natur ja den Menschen und schenkt ihm vor allem Geschaffenen die Gabe, selbst Schöpfer zu werden.

Die Bohrmaschine als Automat

(Nachdruck verboten.)

Bohrmaschinen werden entweder mit einfachem Handvorschub, mit halbautomatischem oder mit vollautomatischem Vorschub ausgestattet. Es gibt nun Werkstücke, bei denen sich alle zu bohrenden Löcher auf einem wagrechten Kreise mit gleichen Lochmittelpunkten und gleichgerichteten Lochachsen befinden. Andererseits kommen viele Fälle vor, in denen die Löcher und ihre Achsen in einer senkrechten Ebene bei gleichen Lochmittelpunkten liegen. Alle diese Löcher kann nun die Bohrmaschine vollkommen selbsttätig bohren, wenn man ihr einen selbsttätig schaltenden Teilapparat gibt, der das Werkstück in eine zentrisch drehende Bewegung versetzt. Ein solcher Teilapparat hat einen eigenen Antriebsmotor. Die Schaltbewegungen werden von der zurückkehrenden Bohrspindel eingeleitet und erfolgen, ohne deren Vorschubbewegungen zu unterbrechen. Der Schaltbereich des Apparates umfaßt 6 bis 160 Teilungen auf eine volle Umdrehung; die Änderung des Bereiches erfolgt durch Räderwechsel; die verschiedenen Teilkreisdurchmesser werden durch die Einstellung des Apparates nach einer Skala eingerichtet. Der Aufspanntisch ist im allgemeinen rund.

Beim Bohren von Werkstücken mit horizontaler Achse wird das Arbeitsstück in eine ihm angepaßte Einrichtung gespannt. Der Apparat wird alsdann mit dem Handhebel schnell in Arbeitsstellung gebracht und blockiert. Nach Einschaltung der Bohrspindel-Vorschubbewegungen vollzieht sich der Arbeitsgang nimmend selbsttätig bis zur Fertigstellung aller Löcher und Stillsetzung aller Vorschub- und Schaltbewegungen. Die Anwendung des Apparates erstreckt sich auch auf die Bearbeitung kleiner Arbeitsstückzahlen, wenn die Werkstücke sich ähneln und die Benutzung auswechselbarer Spanvorrichtungen gestattet.

Für den Anbau eines Teilapparates eignen sich am besten Bohrmaschinen mit Stufenscheibenantrieb, die für Einzelfertigung gedacht sind und einen schnellen Riemenwechsel gestatten. Bei den vom Teilapparat zu bearbeitenden Stücken wird es sich ja meist auch nur um Löcher gleichen Durchmessers in kleinerer Stückzahl handeln. Auch wird sich infolge des häufigen Wechsels des Werkstückmaterials auch ein öfterer Wechsel der Bohrspindeldrehzahlen als nötig erweisen. Jedenfalls bildet aber eine

mit solchen Zusatzeinrichtungen versehene Bohrmaschine eine wirkungsvolle Ergänzung der Bearbeitungsgruppe Automaten. Die Betriebssicherheit ist eine derartige, daß ohne weiteres mehrere solcher Maschinen von einem Arbeiter bedient oder neben der Wartung einer Maschine nebenher noch andere Arbeiten vorgenommen werden können.

Löten nichtrostenden Stahls

Das Löten nichtrostender Stahlsorten stößt insofern auf Schwierigkeiten, als die Anwendung einer der zahlreichen bekannten Lotlegierungen für Eisen und Stahl nicht möglich ist. Der Grund hierfür ist in erster Linie in dem hohen Chromgehalt des rostischen Stahls zu erblicken, der unter dem Einfluß der Löttemperatur die Bildung einer Oxidschicht an den Oberflächen der Lötstellen veranlaßt, wenn eines der bekannten Lotmetalle, also insbesondere eine Kupferlegierung mit Zink, Nickel, Chrom, Aluminium, Mangan, Kobalt usw., Verwendung findet. Infolgedessen ist eine Legierung und damit eine feste Verbindung zwischen Lot und Lötstellen nicht möglich. Hierzu kommt noch, daß alle bekannten Lotlegierungen recht ungünstige chemische Eigenschaften besitzen, die sie zur Verbindung chemisch besonders widerstandsfähiger Metalle, wie es die rostischen Stähle sind, völlig ungeeignet machen. Erst in allerneuester Zeit hat man in verschiedenen zusammengesetzten Mangan-Kupfer-Nickellegierungen ein Lot gefunden, das den mannigfachen Anforderungen der Lötung nichtrostenden Stahles entspricht.

Dieses Lotmetall kann so legiert werden, daß sein Schmelzpunkt zwischen 850 und 1050 Grad Celsius liegt, zu welchem Zweck 30 bis 70 vH Mangan, 10 bis 60 vH Kupfer und 10 bis 50 vH Nickel je nach Bedarf vereinigt werden können, ohne daß die guten Eigenschaften des Lotes wesentlich verändert werden. Besonders günstig hat sich aber eine Legierung von 900 Grad Celsius Schmelzpunkt bewährt, die aus zirka 50 vH Kupfer, 40 vH Mangan und 10 vH Nickel besteht. Diese sowie auch jede andere Legierung unter Berücksichtigung der obengenannten Sätze ist so leichtflüssig, daß sie mit dem zu verbindenden Werkstoff in innige Berührung kommt und sich mit diesem rasch und einwandfrei legiert.

Doch noch in jeglicher anderer Beziehung entspricht das neue Lotmetall den Anforderungen, die man an ein Lot für rostischen Stahl stellen kann: die chemische Widerstandsfähigkeit ist als vorzüglich zu bezeichnen, so daß eine kurze Lebensdauer der gelöteten Werkstücke wegen vorzeitiger Beeinflussung der Lötstelle durch chemische Wirkungen nicht befürchtet zu werden braucht. Die Farbe entspricht derjenigen des rostfreien Stahls. Wird in dem einen oder anderen Falle eine andere Farbe, Leichtflüssigkeit oder Legierungsfähigkeit verlangt, so kann durch mannigfache Zusätze, wie Eisen, Chrom, Aluminium, Kobalt, Zink usw., die bis zu 30 vH der Legierung betragen dürfen, eine wesentliche Veränderung der Eigenschaften und des Aussehens erreicht werden. C. Hth.

Zunahme der Aluminiumverwendung

Aluminium und Aluminiumlegierungen sind wegen des geringen Raumgewichtes die gegebenen Werkstoffe für die Flugzeug- und Luftschifftechnik. Sie werden in ausgiebigem Maße verwendet, sobald die Festigkeitseigenschaften dies zulassen. Auch im Automobilbau finden diese Leichtmetalle immer mehr Eingang zur Herstellung der Kurbelgehäuse, der Karosserie und der Kolben. Die Schwierigkeiten, die sich anfänglich der Verwendung von Aluminiumkolben entgegenstellten und in dem Unterschied zwischen den Wärmeleitfähigkeiten von Eisen und Aluminium ihre Ursache hatten, können heute als überwunden gelten. Fördernd auf die Einführung des Aluminiums im Autobau wirken noch die folgenden Umstände: Die Steuer fällt um so höher aus, je größer die PS-Zahl, die natürlich unter sonst gleichen Verhältnissen beim leichten Wagen kleiner sein kann als beim schweren. Dazu kommt dann noch, daß in manchen Ländern die Wegsteuer dem Gewicht des Wagens angepaßt ist.

In der Elektrotechnik werden neuerdings beträchtliche Mengen einer Aluminiumlegierung (Aldrey) für die Herstellung von Kraftfernleitungen benutzt, ferner stellt man die Gehäuse und Lagerschilder kleinerer Motoren sowie viele Teile der Drehstromzähler aus Aluminium her. Eine wesentliche Verbrauchssteigerung hat des weiteren Aluminiumpulver zu verzeichnen, das als Bronzefarbenanstrich oder als Beimischung zu Körperfarben sich eignet und von außerordentlicher Schutzwirkung ist. Für kosmetische und pharmazeutische Präparate kommen immer mehr Aluminiumtuben und -Dosen zur Einführung und auch in der Konservendindustrie scheint die Aluminiumdose eine Zukunft zu besitzen.

Als neueres Anwendungsgebiet des Aluminiums sei dessen Benutzung für Gesimsverkleidungen, für die Bedachung von Häusern sowie die Herstellung von Fensterrahmen erwähnt. Aluminiumguß und -Bleche finden für Ölbehälter und Apparate größere Verwendung wegen ihrer Widerstandsfähigkeit gegen die Anfrischung durch schwefelsäurehaltige Öle und Gase. Neu ist ferner die Anwendung von Aluminiumrohren bei der Einrichtung von Gasanlagen. Das durchströmende Leuchtgas greift das Aluminium nicht im geringsten an. Schließlich sei auch noch auf die neuzeitliche Verwendung von Aluminium im Kunstgewerbe und bei der Ausstattung von Innenräumen hingewiesen. Gehämmertes und geprägtes Aluminium in Form von Leuchtern, Schalen und Tellern sieht sehr schmuck aus, und auch die aus hellpoliertem Aluminium bestehenden Schirmständer, Beleuchtungskörper, Wandverkleidungen, Spiegelrahmen, Tischkanten, Tisch- und Stuhlfüße sind, neben Edelhölzern oder Nußbaummöbeln verwendet, von sehr hübscher Wirkung. r.

Eine praktische Steckerschnur

Elektrische Stehlampen und Haushaltgeräte aller Art, so bequem und unentbehrlich sie sonst auch sein mögen, besaßen stets zwei Nachteile: sie waren an die Nachbarschaft der Steckdose gebunden und ihre Steckschnüre bildeten peinliche Fallstricke und Schlingen für alle Wohnungsinassen. Und wenn sie auch der Gefahr entgingen, so wurde auf der Schnur herumgetreten und ihre rasche Abnutzung hatte wieder Kurzschluß und Unannehmlichkeiten zur Folge. Nun hat endlich ein findiger Kopf die Hausgenossen von den heimtückischen Drahtfallen befreit, und zwar in denkbar einfacher Weise. Die Steckerschnur, die Lampen und Apparate mit der Steckdose verbindet, ist in ein ganz flaches, breites und elastisches Band von großer Widerstandsfähigkeit und beliebiger Länge gebettet, auf dem ruhig herumgetrampelt werden kann. Dieses Band liegt flach am Boden und kann sogar, falls erforderlich, durch Zwecken oder Nägel straff gespannt werden; ein Stolpern und Verfangen ist damit ausgeschlossen. Nebenbei kann das Band aber auch quer durchs Zimmer, unter dem Teppich hindurch, von einer Wand zur andern geführt werden und ermöglicht so, Stehlampen, Netzanschlüsse, Radio und all die anderen unzähligen Geräte ohne Rücksicht auf die Nähe einer Steckdose an jeder beliebigen Stelle des Zimmers aufzustellen. Das neue Litzenband ist fast unverwundlich, da es aus demselben Material wie Autoreifen besteht, und kann ohne jedes Werkzeug verlegt werden. An seinen beiden Enden befindet sich eine Steckdose oder ein Stecker zum Anschluß der Geräte an die Wandsteckdose.



Familie und Heim



Ein Lohnkampf

Es wurde beschlossen, zehn Vertreter an die Direktion zu entsenden, um die Beschwerden der Arbeiter vorzubringen und zu verhandeln. Suriauz schlug die zehn Ältesten vom „Moloch“ vor, zwei Puddler, zwei Feizer, einen Schmied, einen Schieber und die übrigen aus anderen Abteilungen der Fabrik. Aber die meisten, alte, durch den langen Fronddienst verschüchterte Proletarier, die der Gedanke, den „Herrenleuten“ gegenüberzutreten, erschreckte, schoben die Mission, zu reden, einer auf den andern. Um all diesem Bögem ein Ende zu machen, zog irgend jemand an der Klingel vor dem Eingangstor. Fast allsogleich trat Lotenstille bei der wogenden Menge ein, als folgten alle dem vibrierenden Tone, der mit seinem metallischen Klang dem Direktor den Rostschrei der Menge übermitteln sollte.

Luchon ließ seinen Rechen stehen und fragte nach dem Begehren. „Geh zum Herrn Poncelet und sage ihm, daß zehn Männer ihn sprechen wollen. Zehn, aber nicht einer mehr!“

Im nächsten Augenblick sah man Luchon, den Holzfuß, auf das Büro zuhumpeln. Nach einer kleinen Weile erschien er wieder, vom Betriebsleiter und Jamoull gefolgt. Weifallrufe stiegen in die Luft:

„Gut Jamoull!“ Vor diesem energischen Sympathiebeweise trat der andere Ingenieur zurück. Da näherte sich Jamoull, der sich seit Ausbruch des Streikes selbst in einer ungeheuren Aufregung befand, und sprach mit erstickter Stimme:

„Liebe Freunde, ihr werdet begreifen, daß es der Direktion unmöglich ist, mit euch allen zu verhandeln. Ich nehme daher in ihrem Namen das Anerbieten an, zehn von euch eintreten zu lassen.“

Neuerliche Weifallrufe drangen aus der Menge; dann betraten die Ältesten den Hof und wurden von den zwei Ingenieuren in das Schreibzimmer des Direktors geleitet. Poncelet stand bei seinem Schreibtisch und laute in feierlicher Erwartung an seiner Zigarette. Als sie der Reihe nach eintraten und sich mit linksseitigen Schulterstößen gegenseitig vorschoben, während sie kleine verlegene Verbeugungen machten, begriffte er sie:

„Guten Tag, Kinder. Laßt hören, was ihr wollt?“

„Gnädiger Herr,“ sprach Felician-Polydore Painvin, ein Feizer, der seit einem halben Jahrhundert im „Moloch“ arbeitete, „die Kameraden schicken uns wegen der Lohnangelegenheit. Man möchte schon wieder arbeiten, o ja, aber man soll uns unsere vier Sous wieder zurückgeben.“ Nachdem er anfangs zwischen den einzelnen Worten verlegen in die Sand gestülpt hatte, war er immer mutiger geworden und stand nun stumm vor dem Direktor, seine Hände zwischen den Fingern verknüllend.

„Er hat ganz recht, der Painvin,“ betonte der Hammer-Schmied Grogeneau. Die Kameraden verlangen das. Und sie sagen, daß die Herren von der Verwaltung sowieso genug Geld einnehmen, daß sie nicht noch den armen Leuten das bloße Brot wegschnappen brauchen.“

Kun kam ihm auch einer der Feizer zu Hilfe: „Bei den harten Zeiten, die jetzt sind, wäre es wirklich nicht schön von Ihnen, Alle Wetter! Es gibt auch ohne das genug Geld.“

„Hunger haben wir,“ brumnte der Schieber Suret in den Bart. Wie Pistolenkugeln kullerten die diese Erklärungen einer nach dem andern ab, mit geranzelten Brauen und vor Aufregung gitternd, ohne in ihren schwerfälligen Gehirnen, die bloß mit einer beschränkten Anzahl von Begriffen und Ideen dahingewegert, andere Argumente als die des Mitleides und ihres Glanzes aufzuzählen zu können.

Poncelet ließ sie ruhig ihr Herz ausschütten; sodann antwortete er ihnen als gewandter Redner mit denselben Argumenten, die alle Direktionen im Kampfe mit den Arbeitern unwandelbar ins Treffen führen. Er wünschte sich nichts Besseres, als ihnen alle Tage ein Suln in ihren Rocktaschen geben zu können; er hielt sie alle für wackere Leute, liebt sie wie seine eigenen Kinder; aber die Gesäfte gingen schlecht, die Läger seien überfüllt, und aus Arbeiter und Arbeitergehilfen sich das ungeheure Band gemeinsamer Interessen. Er sprach dieses Thema mit banalen, höflichen Phrasen aus, die ihnen die Lippen verschlossen; denn sie fühlten sich unfähig, ihm in der gleichen Weise zu entgegen. Und festgebunden fanden sie da, von seiner Veredelmacht gerührt, von den Fäden seiner beständigen Rede umgarnt. Sodann schalt er sie in freundschaftlicher Weise wegen der Kinderreien, zu denen sie sich hatten hinsetzen lassen, zu dem unruhigen Streik, dem man durch eine Ausprägung hätte vorbeugen können. Und er schloß mit der Erklärung, daß die Administration die Lohnreduktion anspricht, wie sehr sie es auch bedauere, hierzu gewillt zu sein, und daß sie verspreche, nach Beobachtung der Reife die Auszahlung nach den früheren Sätzen vorzunehmen.

Die hatten ihn angehört, ohne alles zu verstehen; in ihren großen Ohrenschalen bräuselte seine Worte wie ein tosender Wasserfall und als er innehielt, schrien sie sich verdutzt an. Witztranken ihn zwar noch, doch waren sie halb und halb zu den Gründen, die ihnen Poncelet vorgelegt hatte, bekehrt. Mit gedämpfter Stimme berieten sie untereinander:

Grogeneau, dem wohlwollende Phrasen nicht ganz fremd waren, erklärte, daß Poncelets Gründe recht annehmbar wären; aber einer der Feizer hob sein Bein mit einer nachlässigen Grimasse vor: „Wir werden erfahren, ob er wirklich die Wahrheit gesagt hat?“

„Ja, brumnte der Schieber. Wenn wahr ist, dann können wir nicht sein. Dann hat er wirklich auch recht.“

Da das Stimmengewirr ihrer Beratungen kein Ende zu nehmen schien, wandte sich Poncelet, der mit Bern und Colet, den beiden Ingenieuren sprach, nach ihnen um und sagte herablassend: „Wenn ihr noch etwas zu fragen habt, so geniert euch gar nicht, liebe Freunde, ich stehe euch gerne zur Verfügung.“

Da wollte Painvin noch einen letzten Versuch: „Ich weiß ja, daß Sie ein schlauer Mann sind. Man kennt Sie doch, nicht wahr? Aber immerhin, das war nicht recht von Ihnen, das Brot in uns andrerhalb Centimes das Pfund weniger geworden. Was jetzt war das Leben auch schon so schwer. Was soll jetzt werden? Die Kameraden werden aus alle Lampen stecken, wenn wir nicht kommen, ohne die vier Sous.“

Und in seiner Unmacht, ihre Beschwerden oberflächlich anzuhören, kam er alles Gefagte wieder, ihr Glend, ihre Kinder, die Überfüllung, die ihnen ihre Habe geraubt, und dann noch die Katastrophe, die in den Fingern die Köpfe weggenommen hatte. Aber bei dieser Ausspielung fiel ihm Poncelet ins Wort:

Und im Tone sanften Vorwurfs sprach er mit zitternder Stimme von den Opfern, die die Verwaltung auf sich genommen, von den bemittelten Pensionen, den Schmerzensgeldern für die Verunglückten; man hatte die Kassen vollständig ausplündern müssen, um nach besten Kräften das Unheil gutzumachen, die Familien abzufinden, das Walzwerk zu rekonstruieren. Nun fand er beinahe echte Tränen, um die Lüge, die in dem Budget entstanden war, zu beweinen. Übrigens wären sie auch ein wenig selbst schuld an dem Glend, über das sie klagten: sie hätten keinen Ordnungssinn, verstanden nicht ein wenig Geld beiseite zu legen für schlimmere Zeiten, und prahten, anstatt zu sparen. Er stellte sich selbst als Muster hin, der erste Leiter einer großen Gesellschaft: nur durch Sparsamkeit und Voraussicht war es ihm gelungen, in dieser etwas anders gearteten Wirtschaft des Hüttenwerkes Ordnung zu halten.

Jamoull, der sich in eine Ecke des Zimmers hinter den Schreibtisch zurückgezogen hatte, hörte ihm mit gesenktem Haupte und verkrüppelten Armen zu. Düstere, tiefsaurige Mide warf er auf dieses Hauslein ungebildeter Menschen, über die wieder einmal eine Schauspielerskomödie Recht behalten sollte; und er gedachte der ständigen Rolle des Betrogenen, die der Arbeiter in seinem Kampfe gegen die Brotgeber spielt, wenn er nackt und unbewehrt keine anderen Gründe ins Treffen zu führen vermag als seine abgekehrten Glieder, seinen Gram, seine

Ausklang

Immer vor dem Schlofengehen
Lasse ich im Geist ersehen
Alle Bilder, die am Tage
Ich besonders scharf gesehen
Und drum im Gedächtnis trage.

Ach, da ist so vieles Frühe:
Haß und Streit, Gerauf und Liebe,
Gelber Neid und graue Sorgen —
Wenn ich alles niederschriebe,
Müßt der Tag noch Stunden borgen.

Oftmals schüttelt mich ein Grauen.
Kann denn noch der Himmel blauem,
Mag denn noch die Sonne scheinen,
Wenn sie, statt das Glück zu schauen,
Stets nur Glend sieht und Weinen?

Dann muß ich auf leisen Zehen
An das Kinderbettchen gehen,
Wo mein kleiner Liebling ruht.
Noch im Schlofe lacht das Wichtchen,
Frieden atmet sein Gesichtchen.
Still! Es wird noch alles gut.

M. Schulz

kümmertliche Lebensgestalt eines gebrochenen Riesen, während jene, die Kapitalisten, mit ihren Sophismen, ihrer bestidenden Redegewandtheit, mit allen Vorzügen der Erziehung, der gewohnten Denkfähigkeit und dem Nimbus der Autorität bewaffnet, zu Felde ziehen.

Poncelet hatte sich einen Schlupfweg aufgeparrt: „Ihr seid biedere Leute. Nun also, hört, ich frage euch, könnt ihr was etwas vorwerfen? Haben wir nicht mit väterlicher Hilfsbereitschaft für euch geforgt? Haben wir nicht alle Leiden, von denen wir erfahren, zu lindern versucht? Sagt, ist's denkbar, daß was mehr und besseres leisten könnte, als was wir getan?“

Die Männer ließen die Köpfe sinken. Beim Sprechen war er auf sie zugezogen, hatte sich unter sie gemischt, als wollte er sich gequälter Fremdblicke begeben. Und gemächlich, mit gequälter Fremdlichkeit, die Hände in den Hosentaschen, verfolgte er sie mit seinem fortwährenden: „Sagt, ist's nicht so, daß er ihnen wie eine Lanze in die Seiten stand.“

„Es ist ja wahr, dagegen läßt sich nichts sagen,“ wiederholten sie mechanisch, da sie sich in ihren letzten Versuchungen geschlagen sahen, und nickten mit den Köpfen.

Painvin zog sich als erster langsam zur Tür zurück; er bedachte sich mit seiner Mühe, nahm sie sodann wieder ab. Und als er mit schleppenden Schritten schon im Hinausgehen war, machte er noch einen letzten Versuch zu feilschen: „Herr Direktor, wenigstens zwei Sous geben Sie drauf!“

„Ganz ausgeschlossen,“ bemerkte Poncelet. „In diesem Punkte ist es mir ganz unmöglich, nachzugeben: ihr kennt jetzt die Gründe. Seht und sagt etwa Kameraden, daß ich bereit bin, sie wieder zurückzunehmen unter der Bedingung, daß sie sich morgen früh in den Werkstätten einfinden. Sagt ihnen auch, daß es mir eigentlich ganz gleichgültig ist, wenn sie feiern. Unsere Lagerbestände reichen wenigstens für sechs Monate aus.“

Jamoull, dem diese Szene das Herz abdrückte, und der hinter ihnen unglöken Einwendungen die abschließliche Unterwerfung abwartete, drängte sie nun auch zum Eingang und sagte: „Verliert nur nicht den Mut. Es werden bessere Zeiten kommen. Nicht immer werdet ihr so unglücklich sein.“ Betäubt gingen sie weg und besprachen untereinander, was sie hätten sagen sollen und doch nicht gesagt hatten.

(Aus dem im „Väterkreis“ erschienenen Roman: Der Eiserne Fels von Camille Lemonnier.)

Sommerprossen und Leberflecke

Die Sommerprossen sind Hautkrankheiten, die unter der Haut, die besonders häufig bei Kindern und weiblichen Menschen, mit Rötchen im Gesicht, am Hals, der Brust, der Brustseiten der Arme und am Handrücken auftreten. Ihren Namen wegen sie nicht ganz zu Recht, denn sie sind weniger durch die Sonne, als durch das Licht, besonders durch dessen den Auge selbst wahrnehmbare ultraviolette Strahlen hervorgerufen. Deshalb treten sie auch im Hochgebirge und

an der See, wo die Wirkung dieser Lichtstrahlen besonders stark in verstärktem Maße und zahlreicher auf. Für die Behandlung geben sich auf diesen eben geschilderten Tatsachen nun schon wichtige Fingerzeige.

Sie darf nie im Sommer, sondern sie soll am besten im Frühjahr oder Herbst eintreten. Leichte Waschungen mit feinem Zitronensaft oder einer brenzigen Berberol (= 30 bis 40 Wasserstoffsuperoxyd)lösung über auf nicht zu dunkel gefärbte Sommerprossen eine bleichende Wirkung aus. Aber die im Handel käuflichen bleichenden Gesichtswasser und -Salben fehlt mir die Erfahrung, doch nur ich zu größter Vorsicht im Gebrauch. Wenige, größere Sommerprossen können weggeätzt werden. Es ist ohne weiteres klar, daß die Ätze das nicht allein tun kann, denn ohne Übung und Erfahrung kann er sich umfangreiche, farblose Narben anstelle der braunen Flecken setzen, die weitaus auffallender als diese sind.

Eine mit Sommerprossen überfällte Körperstelle kann unter ärztlicher Aufsicht einer Schälkur unterzogen werden. Hierbei werden durch die entsprechenden Reibamente die oberflächlichen Schichten samt den Hautstoffhaufungen, die ja oberflächlich liegen gelodert und schälen sich ab, so daß eine neue, zarte Haut über Sommerprossen entsteht. Das ist natürlich ein sehr einleuchtendes Verfahren, doch ist es immerhin ein größerer Eingriff, der auch die Betroffenen für etwa 14 Tage gesellschafts- und berufsunfähig macht, also auch aus diesen Gründen wohl überlegt sein muß.

Wichtig ist die Behandlung ist die Vermeidung von Sommerprossen. Wer aus der Sonne kommt, sollte sich nie unmittelbar danach mit kaltem Wasser waschen, sondern erst einige Zeit verstreuen lassen. Im Sommer muß viel zum Schwimmen der empfindlichen Hautstellen getan werden, natürlich, wie bereits erwähnt, besonders beim Aufenthalt an der See oder im Hochgebirge. Ich möchte gern das Tragen farbiger Schleier empfehlen, doch werde ich, da die Mode dagegen ist, nicht viel ausrichten. Deshalb will ich zu breitrandigen Hüten raten und selbstverständlich Sonnenstrahlen, gegen die die Mode ja nichts einzuwenden hat. Ferner empfiehlt sich, als unmittelbaren Hautschutz Creme und Puder, ersteren besonders beim Schwimmen zu benutzen. Wichtig darf nicht weis, sondern am besten rot, rötlichgelb gefärbt sein wegen der bedenkenden Wirkung.

Die Leberflecke treten meist vereinzelt an den beschriebenen Körperstellen auf und sind im allgemeinen dunkler gefärbt. Außerdem sind Leberflecke angeboren, sodaß man sie zu den Muttermalen rechnen kann, denn sogar die Stelle ihres Auftretens vererbt sich von Eltern auf Kinder. Sie können flach, erhaben und warzenartig, glatt und behaart sein. Die sie verursachenden Hautstoffhaufungen liegen wesentlich tiefer als bei den Sommerprossen, so daß ihre Behandlung, sofern man von einer solchen sprechen kann, bedeutend erschwert ist.

Man kann Leberflecke eigentlich nicht behandeln, sondern nur entfernen, und zwar nur der Arzt. Technisch gibt es da verschiedene Wege. Mit dem Ätzen wird man nicht viel erreichen, da sie, wie gesagt, ziemlich tief in der Haut liegen. Vom Auskratzen ist man wohl meist abgeraten. Es gibt Leberflecke, die reizend aussehen und an die Schönheitspflechten des Moloch erinnern, etwa am weißen Wächchenbals oder -Nasen, auf dem Arm oder der Wangen einer brünetten Frau. Deren Entfernung würde ich bestimmt videraten.

Dagegen gibt es Leberflecke, die entfernt werden müssen. Das sind die umfangreichen, schwarzbraunen, bisweilen behaarten Leberflecke. Wenn sie im Laufe der Zeit wachsen, müssen sie rücksichtslos entfernt werden; da sie zu bösartigen Geschwülsten ausarten können. Mit der Leber haben all diese Leberflecke nichts zu tun, und man weiß eigentlich nicht recht, wie sie zu diesem Namen kommen.

D. R. G. G.

Sindliches Fragen

Das Kleinkind stellt ungemein viel Fragen an die Erwachsenen. Es ist ja, wie wenn man als Fremder in ein fremdes Land kommt und sich dort umschauen und unterrichten will. So sucht sich auch das Kind in der Welt, in der es aufwächst, zurechtzufinden; daher auch die Frage nach der Kinder. Diese Fragestellung ist u. a. befriedigt werden. Je mehr man sich mit dem Kinde beschäftigt, um so befriedigter wird es sein. Wenn aber die Eltern keine Zeit haben, sich mit dem Kinde abzugeben, es aufzuklären und zu unterrichten, ja wenn es sogar einfach nur mit ein paar ablehnenden, gereizten Worten zur Ruhe und zum Schweigen gezwungen wird, dann darf man sich nicht wundern, wenn auch die Kinder mit Gereiztheit einerseits oder Stumpfheit andererseits reagieren.

Schon bei dem Kleinkinde ist das Ehrgefühl ungemein entwickelt und es empfindet jedes böse Wort oder Nichtbeachtung oder gar Bestrafung gewissermaßen als eine Ehrenbeleidigung. Der eine Teil der Kinder reagiert darauf mit Trotz und Widerständigkeit, der andere mit Gleichgültigkeit und Stumpfheit. Letztere Kinder werden dann gewöhnlich als die sogenannten braven Kinder bezeichnet, die erlernen als die oppositionellen oder als solche Kinder, von denen man vermutet, sie würden ungeratene Kinder werden.

Die Eltern, Mutter und Vater, haben sich also mit dem Kinde zu beschäftigen, auf seine kleinen Willensäußerungen einzugehen und wenn es etwas verlangt, was unsinnig oder verwerflich ist, dann haben sie das Kind von diesem Vorhaben abzurufen oder es ihm sonst deutlich klarzumachen, daß das geäußerte Verlangen ein solches ist. Aber respektieren muß man die Bestrebungen der Kinder, in der einen Weise sie unterstützen, in der anderen sie geschickt unterbinden, am besten durch Ablenkung. Wenn man aber diese kleinen Wünsche häufig nicht beachtet oder wenn man gar nur Scheltworte statt liebe Worte für das Kind hat, so begeht man ganz gewaltige Fehler, die sich später bitter rächen.

Schöne Freiheit, wo dem Proletarier keine andere Nacht bleibt als die Bedingungen, die ihm die Bourgeoisie stellt, zu unterdrücken oder — zu hungern, zu erfrieren, sich nackt bei den Tieren des Waldes zu betten! Schönes „Äquivalent“, dessen Betrag ganz im Belieben der Bourgeoisie liegt! — Und ist der Proletarier ein solches Narr, lieber verhungern zu wollen, als sich in die „billigen“ Vorrechte der Bourgeoisie, seiner „natürlichen Vorsehung“ zu fügen — je nun, es findet sich leicht ein anderer, es gibt Proletarier genug in der Welt, und nicht alle sind so verrückt, nicht alle schieben den Tod dem Leben vor.

(Friedrich Engels: Lage der arbeitenden Klasse in England)

Die leere Sache. Alexander Dumas war auf die Kritiker, die seine Werke allzu leicht unter die Lupe nehmen, nicht sehr gut zu sprechen. Einmal warf ihm einer vor, daß er in einem Roman von Schmerzerführer Leere, geboren aus Augenblicken der Schwärze, gesprochen habe.

„Ich beargwöhne nicht,“ sagte der Kritiker, „wie eine leere Sache schmuckhaft sein kann.“

„Lieber Freund,“ meinte Dumas lächelnd. „Sie haben also noch ein Körnchen gehaßt?“

Der Herr Chef wandelt durch die Büros, um nach dem Rechten zu sehen. Getrahlend sprach er den Laufjungen an: „Nun, Karl, wollen wir beide nicht unsere Rollen tauschen?“ — Warum nicht, Herr Direktor?“ grünte Karl. „Aho idon, stell dir vor, ich wäre der Laufburche und du wärst der Direktor. Was würdest du als erstes tun?“ — Und Karl: „Ich würde sofort den Laufburchen tauschen.“ — Aus „Der Wahre Jakt“

Spanien

Alte braune Maurenklöster — rings Oliven
und Orangen — Blaue Winde — Sonnengold
Und die allerhöchsten Frauen
Sind dem Fürst Corero hold.
Schwarzrock: geht der Priester beten:
In den Tempel aus Granit:
Ach, er wünscht von ganzem Herzen
Inquisition zurück!
Wieder sollten Feuer brennen:
Den Revoltengeist zu zähmen —
Kann man's denn beim Namen nennen:
Was Studenten unternehmen?
In Madrid und Barcelona,
In Santander und Sevilla
Wehen rote Freiheitsfächer
von den Universitäten.
Schrecklich, dieser Geist der Zeiten:
Gegen Gott und gegen König —
Und vor den Marienbildern
Kniert leider viel zu wenig.
Herr im Himmel: gib uns wieder
Unsere alten Kettenfeuer —
Sollten hunderttausend sterben:
Wär das Opfer nicht zu teuer!

Nachdichtung aus dem Katalonischen. Max Dorn.

„Und da ist Cochney, dein anderer Busenfreund. Er war auf dem Weg zum Leichtgewichts-Champion. Ich sah ihn dreimal im Ring. Er schlug sie knoutout, ehe sie wußten, wo sie waren. Verlobte sich mit einem Mädchen. Hatte eine Kauferei wegen ihr, bei der sie ihm das Nasenbein kaputt schlugen und bei der er drei auf einmal bedroht. Dann ließ sie ihn sitzen, seine Nase gefiel ihr nicht mehr. Und dann —“ Resigniert schweig er still, hob verzweifelt die Arme und ging nach unten.
Während dieses Schwermutausbruchs des Kapitäns waren der Erste und der Zweite Steuermann auf dem Achterdeck an der Bedienung auf und ab gegangen. Nun kamen sie grinsend näher.
„Na, Kleiner, vergiß nur ja diese Sonntagschul-Exkursion nicht,“ spottete der Steuermann. „Wenn der Alte voll wieder heraufkommt, wird er dir erst die richtige Predigt halten.“
Sie lachten beide und nahmen ihren Spaziergang wieder auf. Wenige Minuten später rief der Steuermann den Ruderverwechsel aus, und gerade als ich meinem Nachfolger das Ruder übergeben und den Kurs ansagen wollte, tauchte der Kopf des Kapitäns an der Kajütenleiter auf, mit einem so traurigen Ausdruck, als ob ihm das Weinen nahe wäre.
„Behalt' das Ruder noch für einen Gang, Junge,“ sagte er, „ich möchte noch mit dir reden.“ Und als der Mann, der mich ablösen

In dieses Lärmen hinein quollen die Töne eines Gramophons. Jrgendwo kreischte eine Frau. Männer liegen in den Fenstern und blicken auf die Straße, die ohne besonderes Leben ist. In dunklen Sturen spielen Kinder und es sind nicht immer Spiele, die aus reiner kindlicher Gebanlenwelt geboren sind, die sie spielen. Davon zeugen die ungelent an die Wand gemalten Darstellungen in immer Körperliche.
Aber wo soll diese Jugend gesund aufwachsen? Einige Stunden vorher war ich in Alienheim, das ist eine wunderschöne Siedlung. Aber doch nur eine Penonimeterföhlung, die kaum nur für jene wenigen hat, die lange genug lebten, um sich ein Recht auf ein Häuschen im Grünen zu erdarten.
Mitte durch das Segeroth geht eine Straße, deren Häuser von jenen unglücklichen Frauen bewohnt sind, die davon leben, daß sie ihren Körper verkaufen. Wer was für Häuser sind das, in denen diese Frauen wohnen und die mancher in seiner Sprache Freudenhäuser nennt?
Eisenbeschlagene Türen, in die ein kleines Guckloch eingelassen ist, so daß sie an Gefängnistüren erinnern. Von den Wänden ist der Mörkel abgefallen und auch der Anstrich, der einmal bunt war, schillert in den Farben des Verfalls. Selbst das Polierrevier, das sich an der Ecke dieser Straße befindet, ist in einem Haufe untergebracht, an dem die einfache Gmaillafel mit dem Polierstein wie ein feinerer Blindler auf dem Kopfe eines Bettlers wirkt.
Vor diesen Häusern stehen geschminkte Frauen und bieten den Vorübergehenden sich an. Wer zu dieser Stunde kommen nicht viele Männer durch diese Straße, und so haben die Frauen Zeit, hinüberzublicken auf das große Werk, das auf der andern Seite dieser Straße steht. Würden sie hinaufklettern in den zweiten Stock ihrer armenfühligen Kütten, so könnten sie über das Werk hinweg das Denkmal jenes Mannes sehen, der diesem Werk seinen Namen gegeben hat. Zu seinen Füßen, gerade da, wo das Kanonenrohr endet, das da liegt, steht der Spruch, der hier oft zu lesen ist: Der Sved der Arbeit soll das Gemeinwohl sein.
Die Frucht der Arbeit ist die Gemeinheit, könnte das ebenso wohl heißen. Wer um das festzustellen, müßte der Mann, der hier auf fernem Sockel steht und immer nur auf sein Werk blickt, und die Schornsteine, die hier unermüdlich rauchen, den Kopf ein wenig drehen. Aber das tut er nicht, denn er ist aus Bronze und lange tot und kann sich nicht einmal mehr moralisch entrüsten über das, was nicht unter den Mauern seines Werkes geschieht. Erich G r i f f a r.



Aus der Broschüre „Augen auf! Das Vöcklein zur Unfallverhütung für jung und alt“, 2. Ausgabe.

Perlen bringen Tränen

Von Kapitän S. E. Raabe

In Jersey City lebt im Ruhestand ein alter Seelapitän namens S. E. Raabe. Er hat viel erlebt in seinem langen Raubhändlerleben, das er schon mit 18 Jahren begann, da er aus der Schule in Hamburg fortließ. Der tüchtige, rauhebeinige Junge kam in seinem etwas anrüchlichen Beruf schnell vorwärts, ein halbes Jahr später war er bereits Zweiter Offizier. Auf Drängen seines Freundes Jack London ergab sich er nun in einem schauerlich-schönen Buche „Kannibalenächte. Abenteuer eines Raubhändlers in der Südsee“ (236 Seiten, 4,50 M. Brockhaus, Leipzig) seinen wildbewegten Alltag mit Menschenfressern, Strandräubern und Perlenfuchern, blutigen Kämpfen mit Freund und Feind. Wir drücken aus dem Buch, das wohl eins der letzten seiner aussterbenden Gattung ist, ein Kapitel ab.

Während wir nach Abzug der Sturmhd das Deck harmachen und Segel setzen, um das schreckliche Molten zu mindern, sprang eine hübsche Brie von Südosten auf, die sich in der kurzen Zeit, bis die Bramsegel gesetzt waren, so sehr verfestigte, daß es nicht ratsam gewesen wäre, das Schiff mit noch mehr Weinwand zu belasten. Das hatte ich mir schon lange gewünscht. Ein Schiff, das schon bei einem leichten Windhauch so flott dahinglitt, in guter steifer Brie zu sehen, war mein Herzenswunsch gewesen. Nun ward er erfüllt. Segeln konnte sie, die „Emma B.“. Als spottete sie dieses letzten Wutausbruchs der Natur, bahnte sie sich ihren Weg durch die zornige See, ohne ihrer bössartigen Angriffe zu achten. Im Anblick des schäumenden Kielwassers achteraus war ich stolz, ein Raubhändler zu sein.

Es war Zeit, den Mann am Ruder abzulösen, und frohen Muts schaute ich mich dazu an.

„Du bist nicht an der Reihe,“ sagte er. Doch ohne daß ich es wahrnahm, hatte mich der Kapitän beobachtet und rief „All right, — laß ihn nur machen.“

Er war auf dem Achterdeck mit seinen beiden Offizieren auf und ab gegangen, aber sobald ich das Ruder nahm, kam er nach hinten und stellte sich neben das Kompaßhaus. Ungefähr 20 Minuten lang beobachtete er den Kompaß, ohne ein Wort zu sagen. Dann fragte er plötzlich:

„Wie lange fährst du schon zur See?“
„Ungefähr acht Monate.“
„War der Klipper dein erstes Schiff?“
„Ja, Kapitän.“

„Du steuerst ganz annehmbar, aber darauf brauchst du dir nichts einzubilden. Gefällt es dir hier besser als auf dem Klipper?“
„Jawohl, Kapitän.“

„Das dachte ich mir. Unbekümmertes Drauflosgehen, das gefällt dir. Hab's gleich gemerkt, als ich dich zum erstenmal sah. Guernei ist die Sturmhd in die Glieder gefahren, dir scheint es nichts gemacht zu haben. Wie kamst du an Bord des Klippers?“

„Als blinder Passagier, ich bin von der Schule weggelaufen, Kapitän.“ Gegenüber einem solchen Gedankenleser, dachte ich: Schickig wahr! am längsten.

„Das dachte ich mir, kam es prompt zurück. „Du bist aus guter Familie, deine Vorfahren sind Seefahrer gewesen, nicht?“
„Ja, Kapitän.“

„Ich kenne deine ganze Geschichte, ohne daß du sie mir erzählst. Hab dich sofort nummeriert und etikettiert, als ich dich bei Dave sah. Wie alt bist du jetzt?“

„Diesmal hielt ich es nicht für angebracht, genau bei der Wahrheit zu bleiben, und gab mein Alter mit 15 Jahren an. Ich sah, daß er das glaubte.“

„Ich habe gesehen, daß du für dein Alter schon tüchtig trinken kannst. Wo hast du dir das angewöhnt?“
„Ohne meine Antwort abzuwarten, fuhr er fort:
„Nun und Weiber! Güte dich vor ihnen! Jeder richtige Seemann ist ihnen verfallen. Wenn nicht, soll er lieber Sandwirtschaft treiben. Und die Inseln — wer die ins Blut bekommt —“ Er sah mich prüfend an. „Du hast sie schon im Blut, Junge,“ brumnte er mütterlich. „Und den Rum auch. Jetzt fehlen nur noch die Weiber. Noch ein Jahr oder zwei, dann jagst du voll vor dem Wind. Klippen voraus, Junge. Klippen voraus!“

„Ohne zu verstehen, was er mit seinen letzten Worten sagen wollte, glaubte ich, er sähe wirklich Gefahr voraus, und drehte die „Emma B.“ kurz bei, so daß alle Segel bad lagen. Bei Raubsegelung pflegt dieses Mandler verherend zu wirken, aber glücklicherweise waren unsere Stags neu und die Takelage hielt stand. Schnell wie der Blitz fuhr der Kapitän das Ruder und legte es hart nach Lee. So drehte er das Schiff in den Backstagswind zurück, ehe es die Fahrt verlor.“

„Meine Schuld,“ rief er dem Steuermann zu, der fluchend angetrennt kam. Dann fuhr er in seinem Monolog fort, als ob nichts gewesen wäre.

„Ja, Junge, Klippen voraus für dich, nicht für das Schiff! Da nimn das Ruder wieder. Ja, da ist zum Beispiel Wund, der nun seit zwei Jahren mit mir fährt, ein tüchtiger Seemann, aber was hätte nicht alles aus ihm werden können, wenn nicht die Weiber und der Rum gewesen wären! Vielleicht ein Staatsmann. Er wurde in Ostford erzogen, weißt du das? Ja, vielleicht wäre er Gouverneur von Australien geworden oder so was Ähnliches. Es war die alle Geschichte: Fußball, Champion, die Weiber machten ihn schöne Augen, dann Rum, Rum — und jetzt die Inseln. Weiber, Rum und die Inseln — Ja, diese drei die Weiber sind die schlimmsten.“

Er schüttelte den Kopf und schweig eine Zeitlang, dann redete er weiter:

molle, verschwunden war, kam er, ein wenig schwanzend, auf Deck. Er setzte sich mir gegenüber auf das Kompaßhaus und begann:

„Ja, mein Sohn, wir sind eine rauhe Gesellschaft. Wir sind Sandler, und weißt du, womit wir am liebsten handeln?“

„Ich wußte es nicht. Er fuhr fort:
„Mit Perlen. Perlen, was hat man davon? Die Leute sagen, Perlen bedeuten Tränen, das tun sie auch. Sie bringen Trauer und Tränen den Frauen der Taucher, die vom Saifisch geschnappt werden, und das passiert früher oder später den meisten. Dann kommen die Händler und denken, sie bekommen die Perlen fast umsonst. Auf der letzten Reise habe ich eine Perle gehandelt, die 1000 Pfund wert war. Mich hatte sie drei Pfund an Kaufwaren gekostet, billigen Risik, wie ihn die Eingeborenen lieben. Sie denken, sie prellen uns, und wir denken, wir prellen sie. Und doch sind Perlen nicht billig, sie kosten vielen das Leben. Auf der letzten Reise verloren wir 14 Mann. Es waren verkommene Leute, die von den Inseln kamen, und ich vermute, daß niemand um sie gemeint hat. Aber vor Jahren, ehe sie nach den Inseln kamen, wird wohl jemand um sie gemeint haben, Mütter, Bräute, Schwägerinnen, wer kann's wissen? Viele von uns kommen um. Wohin wir gehen, überall ist Gefahr. Wenn wir dann eine gute Reise hinter uns haben und mit reichem Beute auf dem Rückweg nach der Küste sind, dann heißt es, sich vor Seeräubern hüten. Ja, brauchst mich nicht so erkaunt anzusehen! Es gibt Seeräuber in diesen Gewässern. Wir können uns gegen sie behaupten, wenn ihrer nicht zu viele auf einmal sind. Aber wenn es zum Kampf kommt, mag mancher von uns dabei zum Teufel gehen, vielleicht auch du, wer weiß? Oder denk an eine Sturmhd wie die letzte. Wenn sie dich überrascht, bist du weg. Hier sitzt dich niemand auf, zu wenige Schiffe in diesen Breiten. Dann gib's wieder Tränen, wenn sich noch jemand um dich sorgt.“

„Ja, alles der Perlen wegen! Und wer ist's, der sie haben will? Die Weiber! Sie sind es, die haben wollen, daß Männer sterben, verhungern und verderben, um Perlen zu beschaffen. Also warum sollen sie nicht auch ihre Wege weinen?“

Bummel durch das Segeroth

Es war Sonntagmorgen. Auf den Schoten des Kruppwerkes stand dünner, kaum wahrnehmbarer Rauch. Eine schwache Erinnerung an die dichten Rauchwolken, mit denen das Riesenwerk an Arbeitstagen das Segeroth bedrängt, das hart unter seinen Mauern liegt, so nahe, daß man von den Fenstern dieses armenfühligen Wohnquartiers in die qualmende, lochende, lärmende, rauchende Welt hineinsehen kann. Auf der andern Seite liegt der Güterbahnhof. Zweifelhafte Hofparaden sind die Häuser dieses Viertels, das zwischen Güterbahnhof und Urstahlwerk sich drängt. In Höhen, die eigentlich die Fortsetzung der notdürftig besetzten Straßen sind, liegen, dürrig aus Holz gezimmert, die zu diesen Wohnstätten gehörenden Aborte.
In dieser Umgebung, die so trostlos ist, daß sie einer modernen Höllenrichtung als Stulle dienen könnte, in diesen Häusern, die die einfachsten familiären Einrichtungen enthalten, wohnen Menschen, Menschen, die an Gott glauben. Durch mehr als ein Semester hindurch blide ich in ein Schlafstimmer, in dem über ein zusammengebrülltes Bettgestell ein Krüppel hängt. Auf den Straßen spielen Kinder, die das schöne Spiel: Hände hoch, Straße frei spielen, das an die Kämpfe jener Räter erinnert, die in ihre eigene Kraft mehr Vertrauen als in die Kraft Gottes setzen.
Anderer Kinder wieder vergnügen sich mit einem Spiel, in dem die Namen moderner Klub- und Majestäten vorkommen. Aa, Perfil, Sivol sind Namen, die diese Kinder sich gegeben haben und die sie nun nach dem Sinne ihres Spieles über: die Straße rufen. Manchmal atmelehend, ich bin Aas. Manchmal Hilfe rufend: Perfil, Perfil! Immer aber so, daß der Erwachsene nur schwer einen Sinn in diesem Spiel findet.

Heiratslust und soziale Lage

Die Statistik zeigt ein Steigen der Heiraten. Da ist es lehrreich, zu wissen, in welchen sozialen Schichten sich die Heiratslust zeigt. Wir finden von Regierungsrat Dr. Karl Wagner, Mitglied des Statistischen Reichsamts, in der Deutschen medizinischen Wochenschrift hierüber lehrreiche Ausführungen.

Daß nach dem Fortfall der Wehrpflicht heute eine frühere Eheschließung möglich ist und auch stattfindet, ist begreiflich. Vielleicht auch, daß in den Jahren des Krieges und der Inflation „mit ihren für den Junggesellen besonders ungemütlichen Begleiterscheinungen“ eine ausgesprochene Zunahme der Heiratslust bei den älteren Junggesellen (über 40 Jahre) festzustellen ist. Wie wirkt sich die wirtschaftliche Lage auf die Eheschließungen aus? Bei Betrachtung dieser Frage müssen wir unterscheiden zwischen der Heiratslust überhaupt und der Zeit der Eheschließung, und da steht fest, daß die wirtschaftliche Lage für die Zeit der Eheschließung außerordentlich bedeutungsvoll ist.

Aus dem Altersaufbau unseres Volkes von heute hat sich ein starkes Anschwellen der Zahl der Eheschließungen ergeben, und Dr. Wagner ist der Ansicht, daß der Höchststand der Eheschließungen mit über 600 000 Ehen für das Jahr etwa bis 1931 erreicht werden wird. Auf dieser Höhe wird es bis 1935 bleiben, um dann rasch abzusinken.

Für den Zeitpunkt der Eheschließung ist das wirtschaftliche Verhältnis von großer Bedeutung. Es ist in anderem Zusammenhange bereits festgestellt worden, daß bei älteren Menschen oft die Heiratslust nicht mehr vorhanden ist. Ein bestimmtes Alter ist für einen gesunden Nachwuchs erwiesen. Aber da ist vielen Menschen heute die Ehe in diesem normalen Reizungsalter nicht möglich.

Man hat diesen Einfluß, den die wirtschaftlichen Verhältnisse auf die Eheschließungen ausüben, sogar für bestimmte Jahre, sogar für Vierteljahre festgestellt. Der wirtschaftliche Konjunkturverlauf entspricht der Kurve der Eheschließungen. Große Arbeitslosigkeit wirkt auf die Eheschließungen hemmend ein.

Auch die Frauenarbeit spielt bei den Eheschließungen eine große Rolle. Wenn auch nicht immer die Absicht besteht, die Frau ständig mitarbeiten zu lassen, so ist doch durch die Arbeit der Frau die Möglichkeit vorhanden, zu einer Wohnungseinrichtung zu kommen. Auch wirkt das Bewußtsein, die Frau als fähig zur gemeinnützigen Arbeit zu wissen, oft, trotz der sozialen Schwierigkeiten ermunternd zur Heirat. Ist doch die Zahl der Familien heute nicht gering, in denen die Frau der gewerblichen Arbeit nachgeht und der Mann ohne Arbeit ist.

Dr. Wagner meint, daß in dieser Zeit der steigenden Heiratslust die Heiratsfähigkeit im Alter von 23 bis 28 Jahren bereits wieder abnimmt. Er meint, „daß die junge Generation mehr mit rationalen Erwägungen an die Ehe herantritt“. Aber diese „rationalen Erwägungen“ sind meist soziale. Erst bauen sich die Vögel ihr Nest. Gestaltet darum das soziale Leben so, daß die Heirat den jungen Menschen möglich wird! Bevölkerungspolitik läßt sich nur aus dem Sozialen betrachten. Und statt der Sorge um Massengeburten sollte man daran denken, daß allen heiratsfähigen Menschen durch soziale Gestaltung der Lebensverhältnisse ein menschenwürdiges Familienleben möglich ist.“

Der furchtame

Sonntagsmorgen in den bairischen Bergen. Weitab von der Landstraße liegt einsam, aber ganz idyllisch am Abhang eines Hügelns ein Gasthof. Im Garten stehen große, alte, schattenspendende Bäume. Rundherum ist die Aussicht aufs Gebirge und seitwärts ins Tal hinab.

Nur ein paar Einheimische sitzen beim Bier und Leberkäse. Der Wirt, alt, groß, breit, fett, ist durch die Tischreihen, bleibt stehen, blickt in die Weite, spricht kurz zu seinen Gästen und hat sich bedächtig in die Wirtstube zurück.

Vier Japaner, Studenten auf einer Reise, erscheinen, gestikulieren und setzen sich an einen der leeren, verlassenen Tische. Die Japaner sehen aus wie Japaner und passen gar nicht in die Landschaft. Sie haben kleine Nasen, schiefstehende, hinkende Augen, sehen gelblich aus, haben glänzende, schwarze Haare und fleckige, wulstige Lippen. Gelbete sind sie ein wenig komisch: Knickerbockers, leichte blaue Leinenjacks, farbige Strawatte. Die bündigen Weiden stecken in riesengroßen gelben Schuhen und farbigen Sportstrümpfen.

Der Wirt kommt langsam heran, bleibt stehen, staunt, flucht, kommt näher, reißt sich die Nase, bleibt vor dem Tisch der Japaner stehen und plökt sie voll mißtrauischer Verwunderung an. Die Japaner wollen trinken und essen und radebrechen ein für bairische Ohren unverständliches Rauberwelsch von Hochdeutsch, Englisch und Bairisch.

Der Wirt steht lange und denkt nach, dann sagt er sich, droht ihnen lachend mit dem Zeigefinger und mahnt: „Aba sei hü! Hü'n müßt's hier! Auf die Beim tragen der's! Hier neil!“
G e r h a r d t r a n z (Leuchttafel Wien).

Helmut vor die Schnauze

Der Feldwebel führt die Kompanie am sonntäglichen Gottesdienst. Vor der Kirche läßt er seine Schäflein strammstehen und ermahnt sie mit Donnerstimme:

„Jetzt hineingehen, leise, zu zwei und zwei. In die Bänke verteilen. Beim Gebet Helmut vor die Schnauze, leise bis zwanzig zählen. Und daß ihr mir nachher bei der Predigt nicht etwa dös! Immer feste Entfernung schäben. Bis zur Kanzel! Bis zum Altar!“



Verbandsleben



Die Fabrikarbeit der verheirateten Frau

Unter diesem Titel brachte Kollege Friß Nummer in Nr. 16 der MZ einen Aufsatz. Er berührte ein Problem, das schon lange der Lösung harret. Auch mir liegt nichts ferner, als den Frauen das Recht auf Arbeit abzusprechen oder der sogenannten Gleichberechtigung entgegenzutreten. Die heute noch dieser Gleichberechtigung feindlich gegenüberstehen, werden sich wohl oder übel damit abfinden müssen, daß die fortschrittliche Frau ein selbständiges Wesen und dem Manne eine gute Gefährtin, eine Kampfgenossin sein will. Nur hat dieses letztere auch sein Wenn und Aber.

Solange wir in einer Zeit kapitalistischer Profitwirtschaft leben, wird die Fabrikarbeit der Frau dieser auch gesundheitlichen Schäden bringen, es sei denn, daß eine liebevolle Mutter oder sonstige Verwandte die häuslichen Arbeiten, wie die Aufsicht der Kinder, der Hausfrau abnimmt. Wenn in einer kinderlosen Ehe beide Teile einer Beschäftigung nachgehen, wird sich die Abwesenheit der Frau tagsüber nicht sehr in der Hauslichkeit bemerkbar machen, weil sie sich auf Grund des zweifachen Einkommens die technischen Erzeugnisse zuzumachen kann, die die Hausarbeit ungemein erleichtern. Sie hat auch ihre Maschinistin, vielleicht auch noch eine Ausbesserin. In den Ehen der Fabrikarbeiterin und der anderen weniger gut bezahlten Berufe sieht es aber anders aus, besonders dann, wenn Krankheit und Erwerbslosigkeit abwechseln. Das Geschehen in der Fabrik, der Kampf um jeden neuen Preis wirken so aufreibend, daß nur ganz robuste Naturen noch abends unbeschädigt an die Hausarbeit gehen. In der Regel bleiben viele Arbeiter für das Wochenende, ja für den Sonntag liegen. Auch die Urlaubszeit muß herhalten. Da wird die große Mühsal erlebte, die Kleidung instand gesetzt. Aber im tiefsten Innern gärt es. Die ganz Besonnenen unter den Arbeiterinnen kennen den Weg, der gegangen werden muß, um loszukommen von dieser Fron. Über jenen anderen geht es nicht geschwind genug. Und hier ist meines Erachtens ein Grund zu suchen, der uns schon oft Verlust von wertvollen Mitgliedern im Verband brachte.

Unbegreiflich ist es, daß trotz des jähwachen Daseins so wenig Frauen den Weg zur Organisation finden. Es gibt noch viele Verheiratete, die die Organisation ablehnen in der Erwartung, daß sie eines Tages die Fabrikarbeit nicht mehr brauchen. Oft schon wurde mir gesagt: Wir wollen ja gar nicht arbeiten; es ist zuviel, wenn nur unsere Männer genügend verdienen! Und hier schäme ich über ein mit dem Kollegen Nummer, wenn er sagt, auf Kosten der Gesundheit darf die Mitarbeit der Frau nicht erkaufte werden. Und wenn, wie gegenwärtig, große Massen Männer vom Produktionsprozeß ausgeschlossen sind, dann muß die Erwerbsarbeit der verheirateten Frauen als geschaltete werden, wenigstens vorübergehend, als Notmaßnahme. Wenn wir von einem Recht auf Arbeit für die Frau sprechen wollen, so haben doch schließlich die Männer in erster Linie ein Anrecht darauf. Diese Maßnahme müßte sich selbstverständlich auf alle Branchen erstrecken.

Hier erwacht uns Funktionäre wieder ein neuer Aufgabenkreis. Im Verein mit den Gewerkschaften müssen wir versuchen, den Frauen Arbeitsplätze, wo es notwendig ist, zu schaffen, die im Betrieb verbleiben, müssen mit uns kämpfen für die berechnete Forderung der Gewerkschaften: Gleicher Lohn für gleiche Leistung! Auf diese Art werden auch schließlich unsere Kollegen zu einem Bewußtsein gelangen, daß es ihnen möglich macht, eine Familie ohne Fabrikarbeit der Mutter zu ernähren. Es geht auch nicht an, daß Frauen, die Qualitätsarbeit verrichten, vom Vorzug als menschlich sinnig gemacht werden, nur um einen Lohnzuschlag zu erzielen, der bei weitem nicht an den Arbeitsdienst ihrer Kolleginnen heranzieht. Was unsere Kolleginnen in all dem hier Angeführten befreit sind zu tun, das wird sich auswirken zum Wohle ihrer selbst und zum Wohle ihrer Kinder. Diejenige den Weg zu ebnen, muß ihnen heiligste Pflicht sein als Trägerinnen neuen Lebens.

In Nr. 16 der MZ schreibt Kollege Nummer über die Fabrikarbeit der Frau und stellt fest, daß die Frau gezwungen ist, auf Grund der schlechten Einkommens des Mannes ihre Arbeitskraft dem Unternehmer anzubieten. Nun liegt es ja ganz im Ehemann des Kapitalismus, die Frau schlechter zu entlohnen als den Mann. Es hat ja auch schon in früherer Zeit Frauen gegeben, die als Fabrikarbeiterinnen tätig waren, aber sie betrachteten meist, leichtere Hilfsarbeit und wurden für diese geringer entlohnt.

Aber wie stehen die Dinge heute? Kollege R. sagt, die Fabrikarbeit der Frau sei ein großer Schritt für die Arbeiterklasse. Er berührt aber hinweggehen „im kapitalistischen Staat“, und dies ist dabei das Anschlagsgeheimnis. Durch die Nationalisierung der Betriebe haben die Unternehmer eben die Möglichkeit, die Männerarbeit wegzunehmen durch Frauen zu ersetzen. Die Frau steht heute neben dem Manne an der Drehscheibe, Revolverband, an Pressen und Stangen, ja sogar an Werkzeugmaschinen. Wenn sie nun im Betrieb dem Manne gegenüber als Lohnbrüder der Unternehmer ausgespielt wird, so zeigt das, daß man der Entlohnung der Frauenarbeit in den letzten 20 Jahren eben nicht die notwendige Beachtung geschenkt hat. Es hätte eben schon immer in der Gewerkschaft der größte Kampf auf die Verbesserung der Forderung: Gleicher Lohn für gleiche Arbeit“ gesetzt werden müssen. Dieser Kampf kann man den vertriebenen Gewerkschaften nicht erparen.

Nun ist Kollege R. der Meinung, daß man heute mehr danach streben müsse, die Fabrikarbeit der Frau einzusparen, als die Fabrikarbeit der Männer zu erhöhen. Er sagt, wenn auch die Not es ist, was die Frau in die Fabrik treibt, so kann sie dadurch weder ihr eigenes Los noch das der ganzen Arbeiterklasse heben. Was kann man erreichen werden durch Kampf der Klasse gegen Klasse. Weiter schreibt Kollege R. die Bedeutung der Fabrikarbeit der Frau an Haus, Garten und Kinder. „Man sehe sich nur die Wohnung einer Arbeiterin an, deren Mann morgens mit dem Manne in die Fabrik geht. Umsonst, Ungezelligkeit und Unsauberkeit im höchsten Grade... Der Mann sucht sich deshalb seine Gemütsruhe in der Straße.“ Das trifft jedoch auch in anderen Fällen zu. Man denke nur an die Baugewerke, die mehr als ein gewöhnliches „zu Hause“ hat. Sie bringen die Arbeiter ganz Teil dazu, wo anders mit liegen. Wer kommt zu fragen: Wie entziehen wir die Arbeiterin im Haushalt? Wer der Kollege R. einen anderen Ausweg als „Frauen mit den Frauen aus dem Betrieb.“ Die einzige Lösung dieser Frage ist, was wir schon immer fordern: Errichtung kommunaler Kinderkrippen und -höfe, Wässhäuser, Wässhäuser und Kassen, ausreichenden Arbeiterinnen- und Schwesternwohnstätten. Nur diese Maßnahmen können die Gewerkschaften mit aller Kraft einsetzen.

Kollege R. sagt gut: „Um der jugendlichen Bewegung willen muß die Frau der Fabrik fernbleiben.“ Das ist eine banalste Empfehlung. Der Bewußtsein des Kapitalismus kann der Kollege R. außerdem nur Wasser reichen. Hier er sagt weiter, daß diese Arbeiter eine Kampfschicht bilden. Er stellt sich Kollege R. diese Kampfschicht vor? Eben nur als Frau in den vier Wänden, nur als häusliche Hausfrau und Mutter? Kann die Frau ihrem Manne Kampfschicht sein, wenn sie die Kampfschicht nicht mitbringt? Nein! Deshalb ist diese ganze Debatte falsch. Ganz hat sich das ganze kapitalistische System in einer Weise entwickelt, die es notwendig macht, andere Maßnahmen zu treffen zum Kampf um die Verbesserung der Lebenshaltung der Arbeiterklasse. Heute darf es nicht heißen: „Frauen mit den Frauen

aus den Betrieben“, sondern Arbeit zu besseren Bedingungen, Verkürzung der Arbeitszeit, „gleicher Lohn für gleiche Arbeit“. Heute muß die Arbeiterin organisatorisch erfaßt und gewerkschaftlich und politisch geschult werden, damit sie Schulter an Schulter mit den männlichen Kollegen kämpfen kann für die Befreiung der Arbeiterklasse von den Fesseln der Unterdrückung und Ausbeutung durch die kapitalistische Klasse, denn dies kann nicht geschehen ohne die Frau. Rosa Ganselmann.

Die Frauenarbeit hat sich im „Zeitalter der Sozialpolitik“ bedeutend vermehrt. Während der Kriegszeit wurde sie noch als Ersatz, als Notbehelf angesehen, auf den man heute verzichten können, wenn wieder Friede herrsche. Allein, es ist anders gekommen. Durch die Nationalisierung werden in steigendem Maße Menschenhände durch Maschinen ersetzt. Das Unternehmertum macht sich diesen Wandel zunutze. Die erwerbstätigen Frauen sind von 1882 bis 1925 um 6528 000 oder um 132 b5 gestiegen. Zwar sind in dieser Zeit auch die erwerbstätigen Männer um 8 611 000 gestiegen, was indessen nur eine Zunahme von 72 b5 bedeutet. Nach der letzten Bevölkerungszählung beträgt die Zahl der erwerbstätigen Männer in Deutschland 20 531 000, die der Frauen 11 478 000, wovon 4 1/2 Millionen verheiratet sind.

Die Hauptursache der Zunahme der Erwerbstätigkeit der verheirateten Frau ist, wie in diesen Spalten schon oft dargelegt wurde, der ungenügende Verdienst und oftmals allzu frühe Invalidisierung des Ehemanns. Dann haben viele Frauen durch den Krieg ihren Ernährer verloren, was sie auf die Suche nach Brot treibt. Dazu kommt weiterhin eine langdauernde Beschäftigungslosigkeit des Mannes, wodurch die Frau in die Fabrik muß, während der Mann die Hausarbeit verrichtet.

Zu alledem fügt sich die Billigkeit der weiblichen Arbeit, eine in allen Ländern zu beobachtende Tatsache. Dies hat die Gewerkschaften bestimmt, gleichen Lohn für gleiche Arbeit zu fordern. Um die Forderung durchzusetzen, ist freilich ein Zusammenschluß der erwerbstätigen Frauen unerlässlich. Schon auf dem ersten Kongreß der freien Gewerkschaften Deutschlands in Halberstadt (1892) wurde in einer Entschließung erklärt, daß bei der großen, täglich wachsenden Bedeutung der Frauenarbeit deren Organisation ein dringendes Gebot sei.

Das Organisationsverhältnis der Arbeiterinnen läßt indessen sehr zu wünschen übrig. Die Ursachen dieses Abstands sind bekannt. Er ist gleichfalls international. Nach einer Statistik des Internationalen Gewerkschaftsbundes waren im Jahre 1928 organisiert:

	bei einer Gesamtmitgliedszahl von	weibliche Mitglieder
England	8 874 842	408 284
Österreich	772 762	174 991
Schweiz	166 692	17 914
Deutschland	4 415 689	650 508

Heute sind in den freien Gewerkschaften Deutschlands 712 430 Frauen vereinigt, das sind 15,3 b5 der Gesamtzahl. Im Deutschen Metallarbeiter-Verband allein werden 73 000 weibliche Mitglieder gezählt.

An gewerkschaftlicher Aufklärung der Frauen hat es gewiß nicht gefehlt. Dies muß selbstverständlich fortgesetzt werden, nicht nur um der Frauen, sondern ebenso sehr um der Männer willen. Der MZ läßt einen weiteren Kurs für weibliche Funktionäre im Juni dieses Jahres auf der Bezirksfachschule in Dürrenberg folgen. Um neue Kampferinnen für die Gewerkschaft zu bekommen, muß der Kollegin Gelegenheit geboten werden, die gewerkschaftliche Aufgabe zu erkennen und dafür tätig zu sein. Solcher Gelegenheiten gibt es allerdings schon viele, leider werden sie nicht genügend genutzt. Auch die arbeitende Frau muß als Betriebsrat tätig sein, vor allem aber Mitglied einer freien Gewerkschaft sein. Otto Sandke.

Leidensweg des Arbeitslosen

Aus Berlin schreibt ein Feinmechaniker: „Im Juli 1928 wurde ich bei der AGG, wo ich als Verlagsmechaniker tätig war, entlassen. Die Nationalisierung hatte das bewirkt. Im Oktober 1927 wurde ich in eine Fabrik für Sprachapparate beworben. Arbeiter- oder Betriebsrat nicht vorhanden. Wir mußten viel Überstunden machen, außerdem selbst Sonntags schuften. Da mir das auf die Dauer gar nicht mehr, legte ich der Waise den Rücken. Nun begann wieder alles von vorne.“

Im März wurde ich mit einem anderen Verlagsmechaniker an der Firma Lorenz, Tempelhof, beworben. Der Meister wollte uns einstellen, aber um eine Karte die Stunde zahlen. Nach einigem Hin und Her bewilligte er 1,10 A. Nun war gerade der Streik und die Ausperrung der Werkzeugschneider vorüber. Wir sollten jetzt Überstunden machen. Ich lehnte das ab. Der Meister schrieb in meinen Bewerbungschein: „Der angebotene Lohn war ihm zu niedrig.“ — An anderen Morgen bekam ich von dem Herrn Vermittlungsbeamten einen Korporalentscheid: „Ich hätte die Arbeit abgelehnt trotz Angebot eines ordentlichen Lohnes. Entweder Annahme der Arbeit oder Meldung bei der Gewerkschaftsmittlerführung!“ Am anderen Tage arbeitete ich bei Lorenz. Nach drei Tagen fragte ich nach höherem Lohn. Der Meister antwortete: „Machen Sie doch die zweite Überstunde, denn verdienen Sie ja mehr.“ Nach fünf Tagen war ich als „ungeeignet“ wieder entlassen. Ich suchte nun ohne den Arbeitsnachweis eine Stellung. Ich kam an der Firma „Ideal“ AG für drahtlose Telephonie. Hier verdiente ich im Durchschnitt 1,50 A die Stunde. Nach zehn Monaten verließ mich die Nationalisierung wieder einen Hebel: seit dem 23. November 1929 wieder arbeitslos und bekomme jetzt keinen Lohn. Wie lange noch? A. L., Berlin.

Helft der Jugend!

Bisher war Schul verlassen und viele junge Menschen treten ins Leben. Diese gilt es für weitere Bewegung zu gewinnen. Doch nicht dieser Jugend gilt heute unser Auf, sondern unserer älteren Kollegen. Und warum? Weil in unseren Jugendgruppen die Zahl der älteren Mitarbeiter zu gering ist. Die Jugend kann aber auf die Mitarbeit dieser Kollegen nicht verzichten. Sie braucht den Rat und die Unterstützung der Älteren. Diese aber sollten nicht aus Bequemlichkeit und Teilnahmslosigkeit alle Arbeit dem Jugendleiter und einigen wenigen Kollegen überlassen. Bei unseren großen Mitgliederzahlen sollten wir über einen Kampf an geeigneten Stellen nicht zu lassen brauchen.

Jeder Kollege sollte daran denken, daß nicht auch er ein wenig Zeit für die Arbeit an unserer Jugend übrig hat. Er soll aber nicht warten, bis die Jugend an ihn herantritt und ihn um seine Mitarbeit bittet, sondern er soll zu ihr gehen und seine Kräfte anbieten. Die Jugend wird es ihm danken.

Denn die Mitarbeit wird auch die Jugend auch ihr werden die Jugend besser verstehen lernen und dadurch der heute so jähwachen herzustellende Gegensatz zwischen Jung und Alt aus unserer Bewegung beseitigen.

Wir brauchen ältere Mitarbeiter. Darum kommt zur Jugendgruppe des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes. Carl Vogardt.

Mitteilungen des Vorstandes

Telegrammadresse: Metallvorstand Stuttgart
Telephon-Nummern C.-A. 628 41, 628 42, 628 48

Mit Sonntag dem 1. Juni ist der 23. Wochenbeitrag für die Zeit vom 1. bis 7. Juni 1930 fällig.

An die auswandernden Mitglieder

Mitglieder, die im Ausland reisen und kein Reisegeß erheben sowie keine Beiträge bezahlen können, müssen zur Erhaltung ihrer Mitgliedschaft, unter Einbindung ihres Mitgliedsbuches, beim Verbandsvorstand in Stuttgart Stellung der Beiträge beantragen.

Im Ausland arbeitende Mitglieder, die an ihrem Arbeits- oder Wohnort einer Metallarbeiterorganisation nicht beitreten oder auf einer solchen nicht übertreten können, haben sich nach § 6 Abs. 5 und § 84 des Verbandsstatuts unter Einbindung ihres Mitgliedsbuches beim Verbandsvorstand als Einzelmitglied anzumelden.

Bei Nichtbeachtung dieser statutarischen Bestimmungen erlischt die Mitgliedschaft und kann nach etwaiger Rückkehr die erloschene Mitgliedschaft nicht fortgesetzt werden.

Die Ortsverwaltungen werden dringend gebeten, die Kollegen, die sich zu einer Reise ins Ausland oder zur Auswanderung abmelden, auf die statutarischen Bestimmungen aufmerksam zu machen. Stuttgart, Adlestraße 16. Der Verbandsvorstand.

Zur Beachtung! • Zutug ist fernzuhalten:

von Bananenschälern nach Berlin (Westermann & Sader) D.; von Carottierarbeitern aller Branchen nach Basel S.; von Metallbedienten nach St. Louis in Ober-Elsaß (Fr. Gröninger, Aluminiumabtrieb) D.

A. = Lohnbewegung; D. = Differenzen; b. St. = Streik in Sicht; St. = Streik; M. = Maßregelung; W. = Währungs; A. = Ausperrung.

Anträge auf Verhängung von Sperren müssen von den Ortsverwaltungen über die Bezirksleitungen an den Vorstand eingereicht werden und ausreichend begründet sein.

Arbeitsuchende Mitglieder sind verpflichtet, auch wenn der betreffende Ort nicht in der Zeitung gefehert ist, Erkundigung bei der zuständigen Ortsverwaltung oder, wo eine solche nicht besteht, beim Vorstand einzubringen. Das Schriftstück ist von der Verwaltung, der das Mitglied zurzeit angehört, zum Ausweis der Mitgliedschaft abzustempeln zu lassen.

Adolf Cohen 60 Jahre

Diese Woche beging Adolf Cohen seinen 60. Geburtstag, dem er seit 18. Mai 1870 zu Delmenhorst geboren. Obwohl er schon seit sieben Jahren aus der aktiven Gewerkschaftstätigkeit krankheitsbedingt ausgeschieden ist, steht er bei uns allen noch in seiner vollen, schönen Lebendigkeit im Gedächtnis und bildet oft den Gegenstand der Unterhaltung. Die einen erinnern an die frohen Erlebnisse mit ihm, die anderen an die ernsten Kämpfe; die einen wie die anderen jedoch sind der Meinung, daß „der Kleine“ ein ganzer Kerl war. Wo die Beurteilung so einseitig ist, müssen wirklich Erfolge vorhanden sein und sie geben einen Charakter voraus. Die Erfolge Adolf Cohens können sich auch tatsächlich sehen lassen. Was um so beachtenswerter ist, als er sie auf verwehrt widerstandsfähigen Boden errang. Denn als er, der Mechaniker, 1901 an die Spitze unserer Verwaltungsstelle von Berlin trat, war vieles neu, waren erst Voraussetzungen für eine erfolgreiche Arbeit zu schaffen. Daß ihm dies und noch einiges mehr gelungen ist, wird nirgends bestritten, und außerdem zeugt dafür der Emporstieg der örtlichen Mitgliederzahl von knapp zwei Dutzend Laufjahren auf fast 90 000.

Neben der anstrengenden Tätigkeit in der ständig wechselnden rangigen Luft Berlins fand unser Kollege noch Zeit, seinen Mann in der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands zu stellen, der er seit 1902 angehörte. Die große Leistung Cohens kam indessen erst mit dem Kriege, in dem ja die Metallarbeiter im allgemeinen wie die Reichshauptstadt eine hervorragende Rolle zu spielen berufen waren und auch spielten. Was Cohen geplant, durchgeführt oder geschaffen hatte, wie den Schlichtungsausschuß, wurde fortgesetzt für verschiedene der Einrichtungen, die während des Krieges getroffen wurden, so beispielsweise für das Hilfsdienstgesetz.

Die geistigen und sonstigen Wirren in den letzten Kriegsjahren trieben Cohen außer seiner Stellung im Verbands. Er trat in die Generalkommission über, und als der Gewerkschaftsbund gebildet war, wurde er einer seiner Vorstände. Jetzt begann erst eigentlich die aufreibende Tätigkeit, die tagtäglich länger als der doppelte Achtstundentag. Sein Arbeitstag wurde von Versammlungen, Konferenzen, Vorträgen und Sitzungen des Reichswirtschaftsrats bis in die tiefe Nacht ausgefüllt. Daß bei solcher Aufreißung die robuste Gesundheit ruiniert wird, läßt sich denken. Als Karl Legien die Augen schloß, wurde Cohen einer von den beiden Präsidenten des Reichswirtschaftsrates. Lange hat er diesen wichtigen Posten leider nicht bekleiden können, denn die Kräfte verjagten den Dienst. Adolf Cohen mußte sich 1923 pensionieren lassen.

Seit sieben Jahren ist nun der Internatistische im Rufestand. Wer er hält es in dieser. Stand keineswegs mit der gemächlichen Ruhe. Wenn immer es seine Kräfte gestatten, ist er mitten unter den Genossen, um ihnen mit seiner reichen Erfahrung zu dienen. Daran wird auch der Umstand, daß er nun Sechziger ist, wahrjährenlich nichts ändern. Er wird noch sehr oft die Geburtstagsgratulationen bemühen. Und das gerade ist auch u n e r inbrünstiger Wunsch, seiner vielen Verbandskollegen und alten Freunde.

Sprachette

Momenterei. „Noch einen Moment!“ — Ich warte, einen Moment, zwei Momente, drei Momente. Er kommt nicht. Ich zergähle mir den Kopf, wie lange ein Moment dauert; ich warte eine Minute, drei Minuten — noch geht die Tür nicht auf. Nach meiner Viertelstunde Kopfe ich an. „So warten Sie doch noch einen Moment, ich habe momentan keine Zeit!“ Wie lange also dauert ein Moment? Einen Augenblick? Eine kurze Zeit, ein kleines Weildchen? Ich verjährende. Ich bin im Moment wieder da. Oder im Nu, im Gut. Es kann auch eine halbe Stunde dauern. Das ist ein beachtenswertes Moment. Denn der Deutsche sagt Moment, wo er Grund, Umstand meint, und macht es dabei nämlich wie im Latein momentum: das Moment. Und er sagt Moment, wenn er nicht weiß, wie lange, ob eine Sekunde oder eine Stunde, und dann macht er es männlich: der Moment. Welch seine Unterdrückung! Momentbilder sind Bildchen, in einem Bruchteil einer Sekunde aufgenommen, ein Moment kann noch kürzer sein als ein Moment, er kann aber auch ein ganz großer historischer Moment sein.

Die Ausdehnungsversuche des Internationalen Gewerkschaftsbundes

Dem letzten internationalen Gewerkschaftskongreß von Paris (1927) wurde von der englischen Vertretung ein Antrag unterbreitet, worin auf die unvollständige Organisation des IGB hingewiesen und verlangt wurde, einen Ausschuß einzusetzen, der die „Ursachen prüfen und Empfehlungen machen soll, die zu einer Erhöhung der Zahl der angeschlossenen Organisationen führen kann“. In Erfüllung dieses Antrages setzte sich das Büro des IGB mit verschiedenen Landeszentralen in Verbindung.

Was den gegenwärtigen Stand der Dinge betrifft, so kann man sich an Hand einer von der Monatsschrift des IGB veröffentlichten Tabelle der angeschlossenen und nicht angeschlossenen Organisationen ein Bild machen, wobei es sich allerdings empfiehlt, die zum Teil übertriebenen Zahlen aus kommunistischer, syndikalistischer und konfessioneller Quelle im voraus auszuschalten und sich auf die Amsterdamer Richtung zu beschränken, bei der sich der Sachverhalt durch direkte oder halbwegs zuverlässige indirekte Angaben einigermaßen einwandfrei feststellen läßt. Betrachtet man demnach von den 62 von der Tabelle berücksichtigten Ländern die außereuropäischen Staaten der Amsterdamer Richtung gesondert, so ergibt sich, daß die Anzahl der außereuropäischen Länder, für die über Gewerkschaften der Amsterdamer Richtung Angaben vorliegen, von 6 im Jahre 1925 auf 21 im Jahre 1928 gestiegen ist. Die Mitgliederzahl dieser Art ist in der gleichen Zeit von etwa 100 000 auf 700 000 gestiegen, wobei die Landeszentralen von Mexiko, der Vereinigten Staaten, Kanadas und Australiens, die sozusagen schon zum festen Bestand der Berichterstattung gehören, nicht mitgezählt sind (6 Millionen Mitglieder).

Wenn man bedenkt, daß (mit Ausnahme der letztgenannten Länder) vor dem Kriege von einer Gewerkschaftsbewegung der Amsterdamer Richtung in außereuropäischen Ländern wohl kaum geredet werden konnte, so dürfen sich obige Zahlen sicherlich sehen lassen. Prüft man die erläuternden Erklärungen zu genannter Tabelle, so wird allerdings diese Genugtuung wieder gedämpft. Denn man muß leider feststellen, daß sich in vielen Fällen außer den angegebenen Namen und Zahlen nicht viel in Erfahrung bringen läßt. So ist man zum Beispiel in bezug auf folgende Länder wohl über das Vorhandensein einer Amsterdamer Richtung, hingegen nur sehr ungenau über die näheren Organisationsverhältnisse unterrichtet: Guatemala, Kuba, Niederländisch-Indien, Paraguay, Uruguay und Venezuela. In Nikaragua, Panama, Puerto Rico und Salvador kennt man sogar die Zahl der der Amsterdamer Richtung angehörenden Gewerkschaften, trotzdem aber keine näheren Einzelheiten. Über China, Costa Rica, Korea, die Mongolei und die Philippinen bestehen nur Angaben aus unzuverlässiger moskauer Quelle. In bezug auf Honduras und Kolumbien ist man auf sehr allgemeine Mitteilungen des Allamerikanischen Gewerkschaftsbundes (P. A. F. of L.) angewiesen; über Bolivien, Ecuador und Peru weiß man nahezu nichts.

Zieht man in Betracht, daß selbst die P. A. F. of L. über die Organisationen ihres engeren Arbeitsbereiches, des lateinischen Amerika, äußerst mangelhaft unterrichtet ist und in den meisten Fällen nicht einmal über genaue Mitgliederzahlen berichten kann, so wundert man sich nicht darüber, daß für den IGB, der von Europa aus wirksam ist, die Aufgabe schwierig ist. Aufforderungen zum Anschluß können schon deshalb nicht zu oft gesandt werden, weil die Voraussetzungen zum Anschluß fehlen oder solche Schreiben bei Wiederholung leicht wie eine Art geschäftliches Angebot anmuten und ihre Wirkung verlieren könnten.

Dessenungeachtet werden alle Mittel und Wege geprüft, um die Behandlung dieser Frage fortzusetzen. Moskau hat bekanntlich im fernen Osten schon verschiedene Konferenzen organisiert. Kürzlich veranstaltete die Rote Gewerkschafts-Internationale auch einen Kongreß der lateinamerikanischen Länder in Montevideo, der die Vorarbeiten für die Errichtung eines latein-amerikanischen Gewerkschaftsbundes zu Ende führte. Auch die P. A. F. of L., die wohl mehr oder weniger auf dem Boden des IGB steht, hingegen die Gewerkschaften des lateinischen Amerika gesondert erfassen will, zeigt sich rührig. Sie unterläßt nichts, um möglichst viele Organisationen in ihren Bereich zu ziehen. So wußte sie vor kurzem zu melden, daß ihr die „Occidental Labor Federation of Guatemala“ (Arbeiterverband für West-Guatemala) beigetreten ist und der Anschluß des „Social Labor Congreß“ von Chile bevorstehe.

Wenn auch solche Organisationen oft wieder so plötzlich verschwinden, wie sie aufgetaucht sind, so müssen sie doch als Zeichen keimenden Lebens bewertet und womöglich in eine bestimmte Richtung gelenkt werden. Dies ist für den IGB oft deshalb schwierig, weil es ihm der lokale oder politische Charakter solcher Verbände unmöglich macht, die Initiative zu ergreifen. Denn da es der IGB mit Recht ablehnt, im Stile der Roten Gewerkschafts-Internationale politische Organisationen unter gewerkschaftlicher Fahne vor seinen Wagen zu spannen oder einzelne Personen finanziell zu unterstützen, um in seinen Listen schöne Namen aufführen zu können, kann seine Wirksamkeit nicht so auffällig sein. Die Rote Gewerkschafts-Internationale macht sich eben in vielen Ländern die Sache sehr leicht, indem sie nationalistiche Gefühle ausbeutet, die wohl Organisationen und Mitglieder in ihre Reihen bringen und ihren politischen Zielen dienen können, hingegen die Entstehung einer freien Gewerkschaftsbewegung hemmen müssen. Man denke nur an das chinesische Beispiel.

Der IGB, der in Europa gegen die Aufpeitschung des Nationalismus, der ohnehin schon fühlbar genug, ist, hat es sich zur Aufgabe gemacht, diesen gefährlichen Brand auch außerhalb Europas nicht anzufachen. Eine gesunde Gewerk-

schaftsbewegung kann nur auf beruflichem Boden und aus gewerkschaftlichen Grundsätzen und Bedürfnissen heraus entstehen. Gewerkschaftlicher Boden kann wohl von außen her bearbeitet werden, er muß jedoch im Lande selber vorhanden sein und der gewerkschaftliche Samen muß von Leuten dieses Landes, die die Beschaffenheit, die Tragfähigkeit und Fruchtbarkeit des Bodens kennen, gesät werden.

Daß es dabei von Vorteil und Nutzen sein kann, wenn sich ähnlich geartete Länder mit ähnlichen Verhältnissen und Problemen zusammenschließen, ihre Kenntnisse und Anstrengungen vereinen, liegt auf der Hand. So ist es zum Beispiel der IGB gewesen, der die Gründung eines Komitees der baltischen Länder veranlaßt und durchgeführt hat. Es ist im Rahmen des IGB gewesen, daß sich Länder zur Zusammenarbeit fanden, die ähnliche Interessen zu verteidigen haben, handle es sich nun um skandinavische Komitees, Sitzungen von Grenzländern, wie Luxemburg, Deutschland, Belgien und Frankreich, Konferenzen für den Balkan usw.

Ohne Zweifel wird auch innerhalb des IGB dieses Problem einmal gründlich untersucht werden müssen. Anfänge sind bereits gemacht worden. Unter Mitwirkung des IGB ist es zum Beispiel im fernen Osten und in Südamerika bereits zu einer gewissen Gruppenbildung gekommen. In anderen Fällen heißt es zunächst noch rein wissenschaftliche, das heißt ethnologische, kulturelle und soziale Forschungsarbeit zu leisten. So im Falle A f r i k a s. Von diesem Lande, mit seinen 135 bis 150 Millionen Einwohnern, weiß man in mancher Hinsicht auch heute noch so gut wie nichts. Wenn auch die Völker Afrikas bis jetzt nur zu einem äußerst geringen Teil von der kapitalistischen Dampfwalze erfaßt wurden, so sollte trotzdem ihre ideologische, soziale und organisatorische Veranlagung schon jetzt studiert werden. Wohl gibt es in Algerien und Tunis Gruppen des französischen Gewerkschaftsbundes, wohl finden wir in Ägypten Anfänge einer Gewerkschaftsbewegung, wohl kommt es im rassen-durchmischten Südafrika allmählich zu einer gewissen Annäherung zwischen weißen, schwarzen und gelben Arbeitern, wohl schloß sich in Südwesafrika der dortige Arbeiterverband dem IGB an — der weitaus größte Teil der unzähligen Völker Afrikas steht jedoch noch außerhalb jeglicher organisatorischer Bindungen und Einflüsse.

Was Südamerika betrifft, so hat der IGB bereits versucht, ein einigermaßen einheitliches Vorgehen herbeizuführen. Nach eingehenden Vorverhandlungen im Jahre 1927 kam im Zusammenhang mit der internationalen Arbeitskonferenz im Jahre 1928 zwischen Führern aus Uruguay, Venezuela, Kuba und Argentinien ein Übereinkommensentwurf zustande, der die Errichtung eines Gewerkschaftsbüros des lateinischen Amerika unter der Leitung des bereits dem IGB angeschlossenen Argentinischen Gewerkschaftsbundes bezweckt.

Wenn sich auch gerade bei diesem ersten praktischen Versuch und ähnlichen Bestrebungen die großen Schwierigkeiten eines solchen Vorgehens zeigen, ist doch zu hoffen, daß es dem IGB auf Grund einer steten Politik gelingen wird, in diesem und anderen Weltteilen schließlich das zu erreichen, was bei den übrigen Internationalen meistens nur Schein oder Vorwand zur Erreichung anderer Ziele ist: die Gründung von gewerkschaftlichen Organisationen, die den Arbeitern wirklich auch gewerkschaftliche Vorteile bringen, das heißt ihre Lebenslage verbessern können.

Um den Achtstundentag in England

Auf der internationalen Arbeitskonferenz von Washington (1919) wurde das Achtstundentagabkommen mit 82 gegen zwei Stimmen gutgeheißen. Nur die kanadischen und norwegischen Unternehmervertreter stimmten gegen die Vorlage. Das Wort Großbritanniens hatte bei der Aufstellung und der Annahme des Abkommens großes Gewicht, nicht nur weil England einer der größten Industriestaaten ist, sondern weil schon damals der Achtstundentag in England am meisten Wurzel gefaßt hatte und das gute Beispiel Englands somit eine große Rolle spielte. Deshalb wurde es auch als gutes Vorzeichen betrachtet, daß die ganze britische Vertretung — Arbeiter, Unternehmer und Regierung — für das Abkommen stimmte und die damalige Regierung der Konservativen und Liberalen in einem Telegramm eindeutig mitteilte: „Die Regierung ist der Ansicht, daß das Prinzip des Achtstundentages ohne Einschränkung angenommen werden soll.“

Man kennt den Leidensweg, den das Washingtoner Abkommen seither zu gehen hatte. Schon im Jahre 1921 gelangte im britischen Unterhaus eine Entschließung zur Annahme, der zufolge es „unter den bestehenden Bedingungen nicht zweckmäßig ist, Gesetze zu unterbreiten, die das Washingtoner Abkommen in die Praxis umsetzen“. Diese Politik wurde von den nachfolgenden Regierungen der Konservativen, die nicht vor dem schlimmsten Wortbruch zurückschreckten, fortgesetzt. Erst die Arbeiterregierung — zunächst in ihrer kurzen Amtszeit im Jahre 1924 und später nach ihrer Wiederkehr im Jahre 1929 — machte sich daran, den Glauben der Welt an das britische „fair play“ in sein Recht zu setzen.

Damit ist eines der wichtigsten Hindernisse auf dem Wege zur allgemeinen Ratifizierung beseitigt, ferner kann diese Entwicklung viel zur Vermeidung der Revision oder Verschlechterung des Abkommens beitragen. Die Ausreden jener Länder, die ihre Annahme von der Annahme der großen Industriestaaten und insbesondere Großbritanniens abhängig machen (Frankreich, Österreich, Italien, Lettland, Spanien), werden entkräftet und in dem Augenblick ganz beseitigt, wo Deutschland den entscheidenden Schritt unternimmt.

In Großbritannien hat nun das Gesetz über die Arbeitszeit in der Industrie bereits die erste Lesung hinter sich. Es beschränkt eindeutig die ordentliche Arbeitszeit der Arbeiter in industriellen Unternehmungen auf 8 Stunden den Tag und 46 Stunden die Woche. Ausgenommen sind Betriebe, deren Arbeiter sich auf Familienmitglieder beschränken, Personen in leitender oder Vertrauensstellungen, Angestellte, Heimarbeiter, Seeleute, Arbeiter unter Tag in Kohlengruben und Landarbeiter.

Da es in England innerhalb der von dem Abkommen erfaßten Industrien zahlreiche Berufe gibt, deren Arbeitszeit schon jetzt weniger als 48 Stunden die Woche beträgt, andererseits aber auch

Rücksicht auf Berufe genommen werden mußte, wo auf Grund der Beschäftigungsart noch länger als die nunmehr gesetzlich festgelegte Höchststundenzahl gearbeitet wird, wurden zahlreiche besondere Bestimmungen nötig.

Die Überschreitung des Prinzips ist in folgenden Fällen möglich: a) Arbeiter, die an irgendeinem Wochentag weniger als acht Stunden den Tag arbeiten, können an jedem andern Tag bis zu 9 Stunden beschäftigt werden, wobei jedoch die wöchentliche Arbeitszeit 48 Stunden nicht überschreiten darf. b) Die Arbeitszeit der Schichtarbeiter kann so geregelt werden, daß der Durchschnitt in zwei oder drei Wochen nicht mehr als 48 Stunden die Woche beträgt. c) Die Beschäftigung von Arbeitern in kontinuierlichen Betrieben kann bei einem normalen Durchschnitt für drei Wochen bis zu 56 Stunden die Woche betragen.

An Stelle der gesetzlichen Grenze kann auf Grund von Übereinkommen zwischen Unternehmern und Arbeitern eine andere Arbeitszeit festgesetzt werden, wobei jedoch das Prinzip der 48-Stundenwoche gewahrt bleiben muß. Eine Arbeitszeit von 48 Stunden bei einer Arbeitszeit von 5 Tagen oder weniger ist erlaubt, unterliegt jedoch der Zustimmung der Arbeiterorganisationen.

Die Frage der Überarbeit ist wie folgt geregelt: Überarbeit darf in Fällen geleistet werden, wo soviel Arbeit vorliegt, daß sie von den zur Verfügung stehenden Arbeitern nicht in der üblichen Zeit geleistet werden kann. Überarbeit darf nicht schlechter als mit einem Zuschlag von 25 vH bezahlt werden. Sie darf 32 Stunden in einer Zeit von 28 Tagen nicht überschreiten. Bei Ausnahmen sind besondere Verordnungen oder eine Anweisung des Arbeitsministers nötig.

Jede Person, die sich gegen das Gesetz vergeht, kann summarisch zu einer Buße von nicht mehr als 20 englischen Pfund für jedes Vergehen verurteilt werden.

Maifeiern im Heiligen Lande

Das Heilige Land galt bis zum Kriege als der Inbegriff der geistigen und wirtschaftlichen Versteinerung, und gute Christ, der religiöse Erbauung und Stärkung suchend nach den Gefilden zog, wo die Botschaft von der allumfassenden Menschenliebe ihren Weg in die Welt nahm, kehrte voller Enttäuschung von dort heim. Daß sich in ein paar Jahrzehnten in dem in Wirklichkeit unheiligen Lande viel gewandelt hat, bezeugen die Berichte über die Maifeiern, die wir dem Davar, der englischen Ausgabe der Tageszeitung der Arbeiterschaft Palästinas entnehmen. Wir lesen dort (in der Nr. vom 6. Mai):

„Massenversammlungen wurden im Volkshaus in Tel Aviv (6000 Teilnehmer), dann im Zions-Kino in Jerusalem, in dem Arbeiter-Amphitheater in Haifa und in den Provinzorten Petach Tikvah, Rehoboth, Kfar Saba, Hedera, Sarid... abgehalten. Es war ein fröhliches Leben auf den Straßen der Emek. Wagen mit Kindern und Erwachsenen beladen, Jungen und Erwachsene zu Fuß und zu Pferde, hie und da ein Lastwagen — alles strebte den Mittelpunkt der Maifeier zu. Rednerbühnen unter freiem Himmel, hie und da wurde auf zusammengeschobenen Wagen, auf einer Zisterne oder Tafelwagen gesprochen. In Tel Aviv und Haifa waren Araber unter den Rednern... In Jerusalem nahm der Singchor der Hochschule an der Feier teil... In Naharaim und an der Küste des Toten Meeres waren ebenfalls arabische Arbeiter unter den Teilnehmern. Die meisten der jüdischen industriellen Unternehmen waren geschlossen, und hier feierten alle Arbeitersiedlungen. Die Schulkinder wirkten an den Festlichkeiten mit.“

Das Lager der Bauarbeiter am T o t e n M e e r war am Abend des 1. Mai lebhaft illuminiert. Die 250 Arbeiter, Juden und Araber, hatten 100köpfigen Zuzug von Jerusalem erhalten. (Neben anderen Reden) hielt Herr Ben Zevi einen fesselnden Vortrag über die Geschichte des Toten Meeres und seiner Umgebung. Er schloß seine Rede mit Worten des Willkommens in arabisch zu den Arabern. Es gab Musik und Tanz...“

Demnach hat sogar an den kahlen Ufern des Toten Meeres neues Leben zu sprießen begonnen. Und das ganze Heilige Land erfüllt sich mit einer heiligen Idee, mit wirklich christlichem Geiste, kurz mit der Botschaft des Ersten Mai, die ja nichts anderes ist als praktische Liebe zu den Armen und Unterdrückten, als Gemeinschaftsarbeit der Proletarier für die darbenende Menschheit. Diese praktische Nächstenliebe und Gemeinschaftsarbeit wird in Palästina geübt von jüdischen Proletariern, die aus der ganzen Welt in dem (vermeintlichen) Lande ihrer Väter zusammengeströmt sind und noch zusammenströmen. Freilich nicht jüdische Proletarier schlechthin, sondern jüdische Proletarier mit sozialistischer Überzeugung und voller gläubiger Leidenschaft. Und diese jüdisch-sozialistischen Menschen machen die sandigen Gefilde Palästinas zu einer Oase, erfüllen es mit Werken der Solidarität, erfüllen selbst die höllisch leblose Umgebung des Toten Meeres mit Leben. Kurz jüdisch-sozialistische Proletarier erfüllen das Heilige Land mit wirklichem, mit praktischem Christentum.

Arbeiterinnenstatistik in Lettland

Nach den Angaben des lettischen statistischen Amtes zählte man 1928 in Lettland 534 493 lohnarbeitende Frauen. Das bedeutet, daß 56,3 vH aller in Lettland wohnenden Frauen Lohnarbeiterinnen sind. In den andern Staaten gibt es nach den lettischen Angaben in Frankreich 43,3 vH, in Finnland 37,1 vH, in Deutschland 35,6 vH, in Österreich 35,4 vH Lohnarbeiterinnen unter den Frauen. Direkt in der Industrie und im Gewerbe werden von diesen 534 493 Frauen nur 35 801 beschäftigt. In der Industrie allein 24 077. Das Verwaltungspersonal der lettischen Industrieunternehmen besteht zu 22,6 vH aus Frauen und das gesamte Arbeitspersonal weist 38 vH Frauen auf. Am meisten Frauen werden in der Textilindustrie beschäftigt, nämlich 5617 oder 25,5 vH der Gesamtzahl der in der Industrie angestellten Frauen und 72,9 vH der Gesamtarbeiterschaft in der Textilindustrie. Am wenigsten Frauen weisen die Gaswerke, die Elektrizitäts- und Wasserleitungsindustrie auf.

Aus Sowjetrußland

Klöster und Schlösser für Bildungszwecke

Wir entnehmen dem Trud (Nr. 31) folgende Mitteilung: „Der Rat der Volkskommissare hat dem Bildungskommissariat vorgeschlagen, den historischen Wert aller ehemaligen Schlösser und Klöster einer Revision zu unterziehen und zu prüfen, inwiefern diese Gebäude als Lehranstalten, Studentenheime, Arbeiterklubs, Kinos, Kinderheime, Krankenhäuser usw. Verwendung finden können. Diese Revision, die ein klares Bild von den Möglichkeiten, Kirchen und ehemalige Klöster und Schlösser für Kulturzwecke zu verwenden, ergeben soll, ist unter Heranziehung der breiten werktätigen Massen durch Vermittlung der gewerkschaftlichen Organisationen durchzuführen.“

Über die bisherigen „Leistungen“ des gegen die Kirche gebenden Kampfes der Sowjetregierung in der Ukraine berichtet der Ukrainski Proletary (vom 4. Februar) folgendes: „Nach einem Bericht an das Zentralrezeptionskomitee sind in der Ukraine in den Jahren 1924 bis 1929 insgesamt 171 Kirchen, 178 Synagogen und 15 Bethäuser geschlossen worden. Im Jahre 1924 erfolgte die Schließung von nur vier Kirchen. Seitdem hat die Zahl von Jahr zu Jahr zugenommen und belief sich allein im Jahre 1929 bis zum 1. Oktober bereits auf 135. In den Gebäuden der ehemaligen Kirchen und Synagogen sind eingerichtet worden: 120 Volkshallen, 50 Schulen, 76 Kulturanstalten verschiedener Art und außerdem zahlreiche Klubs der kommunistischen Partei. Ein Teil der beschlagnahmten Kirchen ist vollständig niedergedrückt worden.“

Die Gewerkschaften als Vertreter der Arbeiter führen seit ihrem Bestehen einen steten Kampf um den Ausgleich zwischen Preisen und Löhnen. Bei der Befestigung der Löhne sprechen sie ein Wortchen mit, und je größer die Macht, die der Arbeiter durch den Zusammenschluß in seiner Gewerkschaft besitzt, desto einflussreicher wird bei Lohnverhandlungen das Wort der Gewerkschaft und desto besser die Ergebnisse sein.

44 J., also ein Unterschied bis zu 26 J. Diese Löhne gelten für Lehrlinge allgemeiner Handwerksberufe, Lehrlinge für Spezialberufe, wie Formner, Kessel- und Kupferschmiede, Werkzeugmacher, erhalten höhere Löhne. Das Lehrlingslohn tariflich vereinbart werden, ist ein großer Erfolg gewerkschaftlicher Tätigkeit.

Schlichtung und Arbeitszeitverkürzung

Die wichtigste Sache der Arbeiterschaft und Wirtschaft ist die Verkürzung der Arbeitszeit. Es wird oft die Meinung vertreten, daß hierzu der richtige Augenblick noch nicht gekommen sei. Das ist ganz falsch. Denn eine Verkürzung der Arbeitszeit ist notwendig, und der richtige Augenblick ist schon vor einer ziemlichen Weile gekommen.

Table with 2 columns: Year (1928, 1929) and Average Hourly Wage (Durchschnittslohn). Rows include Metallindustrie, Metallgewerbe, and various sub-categories like Schmiede, Elektro-monteur, etc.

Die Löhne in den Berufen der Metallgewerbe sind bedeutend höher als die der gelernten Facharbeiter in der Industrie. Dies ist damit zu erklären, daß letztere als tatsächliche Verdiensthöhe, letztere als tarifliche Mindesthöhe anzusprechen sind, wobei nicht vergessen werden darf, daß manche Tarife die Mindesthöhe auch als tatsächliche Verdiensthöhe bezeichnen.

Wie schon gesagt, stellen diese Löhne errechnete Durchschnittslohn dar, denen alle Fehler der Durchschnittsberechnung anhaften. Sie stellen demnach keine bestimmte Größe dar, die als Unterlage für eine Einkommensberechnung der Metallarbeiterschaft dienen könnte, und sie sind auch als solche nicht zu werten, sondern ihre Bewertung kann nur in der Bewegung von einem Zeitpunkt zum andern erfolgen.

Ab Fabrik kaufen Sie billiger! Billige böhmische Bettfedern! Verlags-gesellschaft des DMV Drucksachen jeder Art und Ausführung. EM-Betten. WOLF & CO. PHOTO-SPORT. Edeltone. Die Spitzenleistung.

Arbeiterchaft geworden, von der die Erhaltung und Verbesserung der Lohn- und Arbeitsbedingungen überhaupt abhängt. Die Wirkung der Druck eines Arbeitslosenheeres von drei Millionen auf den Inhalt der Tarifverträge brauchen hier nicht aufgezählt zu werden.

Die Entwicklung des Schlichtungswesens zeigt ja auch, daß die seiner Aufgabe, beim Abschluß von Tarifverträgen Vertragsstillschließern, heute nicht mehr gerecht wird. Diese Stillschließung wirkt heute dahin aus, daß aus der Hilfsleistung des Schlichters ein Mittel des Schlichters geworden ist. So werden in heute noch Schlichtungsgefällen, die eine Mehrarbeit über 8 Stunden hinaus vorsehen, die Wirkung des freiwillig vereinbarten Tarifvertrages, das wirtschaftliche Übergewicht des Unternehmers herabzumindern, wird durch die Verbindlichkeitsklärung aufgehoben.

Schriftenschau

Die Ursachen der Arbeitslosigkeit und ihre Bekämpfung, Dr. h. c. Wilhelm Engler, Präsident des Landesarbeitsamtes Frankfurt a. M., hat in diesem Vortrag Untersuchungen angestellt, die als Grundlage einer Kampfsprache dienen. Er behandelt die Fragen: Das Arbeitslosenheer - eine Dauererscheinung, Nationalisierung, Handelsgewinne, Kapitalverflechtung, Was wurde bisher getan? Zurückbildung der Altersgrenze, Was ist zu tun? usw. und kommt zur Forderung: Statt Unterstützung Arbeitslosigkeit! Die Broschüre ist für den Massenabdruck bestimmt. Preis bei 50 Stück 20 J., herausgegeben vom Bezirksausschuß des ADGB für Hessen und Nassau Frankfurt a. M., Karlsruher Str. 16.

Advertisement for 'Frauenarbeit in der Metallindustrie' (Women's work in the metal industry). Includes a list of 33 items with prices, such as '21 Hemdenflanel gehört zu meinen besten Sorten' for 0.69 and '33 Schlafdecken solide Gebrauchsware' for 1.40. The publisher is Jos. Witt, Weiden 84 Opt.

Advertisement for 'Ab Fabrik kaufen Sie billiger!' (Buy cheaper from the factory!). Lists various goods like 'Sprechapparat wie Bild' for 35 Mk., 'Hörapparat v. 4, 5 an, Violon v. 5, an' for 25 Mk., and 'Grammophon' for 100 Mk.

Advertisement for 'Billige böhmische Bettfedern!' (Cheap Bohemian bed feathers!). Lists various types of feathers and their prices, such as '1 Pfd. grüne, gel geschlossene 95 Pfd.' for 1.20 Mk.

Advertisement for 'Verlags-gesellschaft des DMV' (DMV Publishing Society). Promotes 'Drucksachen jeder Art und Ausführung' (Printed goods of every kind and execution) and lists various products like 'EM-Betten', 'WOLF & CO.', 'PHOTO-SPORT', and 'Edeltone'.

Advertisement for 'Verwechseln Sie niemals meine Firma!' (Never confuse my firm!). Promotes '400 Eisenbahnwaggontladungen Webwaren' (400 railway wagon loads of textile goods) and offers a '10 Prozent Rabatt' (10% discount) on these goods.

Large advertisement for 'LINDCAR' bicycles. Features the slogan 'Fahr-geld sparen' (Save riding money) and 'LINDCAR-fahren!' (Ride Lindcar!). Promotes '1 Woche Fahr-geld = 1 Wochenrate' (1 week riding money = 1 weekly rate) and lists 'LINDCAR-FAHRRADWERK' as the manufacturer.

Advertisement for 'Edeltone' (Edel tones). Promotes '90000 zufriedene Kundent' (90,000 satisfied customers) and 'Die Spitzenleistung' (The top performance). Lists various camera models and their prices, such as '10 Baumwollgewebe' for 0.14 and '11 Baumwollgewebe' for 0.26.

Advertisement for 'WOLF & CO. PHOTO-SPORT'. Promotes 'NÜRNBERG B 106' and 'Lorenzplatz 15'. Lists various camera models and their prices, such as '10 Baumwollgewebe' for 0.14 and '11 Baumwollgewebe' for 0.26.